Vier Junker.

Dritter Band.

Vier Junker.

Roman in drei Büchern

von

George Hesekiel.

Dritter Band.

Berlin, 1865.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Drittes Buch: Blatt für Blatt.

Drittes Buch.

Blatt für Blatt.

Erstes Kapitel.

Das Kindergesicht.

„Gar sonderbare Qual der Leidenschaft,
Hab' ich gekannt und will sie Dir verkünden!"
Wordsworth.

Das mit dunkelrothem Sammet ausgeschlagene Gemach, der breite Divan, welcher an den Wänden hinläuft, der mit Waffen, Alterthümern und hundert verschiedenen eleganten Kleinigkeiten belastete runde Tisch in der Mitte — das Alles wird unsern Lesern nicht fremd sein; wir haben wohl nicht nöthig die Feder der im Divan versteckten Spieluhr zu berühren, und das berühmte Liedchen von Marlbrough ertönen zu lassen, um sie zu erinnern, daß wir einst Hans Carus von Margendorff, als er noch Cornet bei den Leibcarabiniers war, hierher begleiteten.

Wir befinden uns in dem im Haugwitzischen

Garten versteckten Gartenhause, das von jener räthselhaften Dame bewohnt wird, welche die beiden Rothenburgischen Schwestern Tante Minette nannten.

Mehr als zwei Jahre sind verflossen, seit jenem unglücklichen Rückzuge aus der Champagne, aus welchem wir im zweiten Buch unserer Erzählung einige Scenen zu schildern versuchten. Es hat sich so manches seitdem geändert; in Frankreich ist die Revolution weiter geschritten auf dem furchtbar blutigen Pfade, den sie damals betrat; zwischem dem Tage, an welchem das Haupt Ludwigs XVI., und dem, an welchem Marie Antoinette ihrem Gemahl durch das rothe Thor gegen Himmel folgte, war sie so tief in Blut gewatet, daß der Krieg, den sie zu gleicher Zeit am Rheine führte, beinahe unblutig dagegen erschien.

Preußen führte jenen Krieg weiter, nicht unrühmlich, die Siege von Pirmasens und Kaiserslautern sind deß Zeugen, aber fruchtlos, denn die Politik Oestreichs hier und die Politik Englands dort, sowie die mehr als je hervortretende Misère, der man noch immer den stolzen Namen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation gab, das Alles hing wie ein Bleigewicht an den Schwingen des schwarzen Adlers von

Preußen. Friedrich Wilhelm II. war dieses Krieges eben so müde wie sein Volk.

An dem runden Tisch des behaglich erwärmten Zimmers finden wir die Tante Minette, ihr Kindergesichtchen hat sich nicht verändert seit dem Tage, da sie den weißen Reiter an dieser Stätte empfing. Die Augen sind noch eben so schön und lichtblau, die Lippen noch eben so lieblich; die Falte auf der Stirn mag etwas tiefer, die Züge von Entsagung und schmerzlicher Enttäuschung mögen etwas schärfer geworden sein, aber immer hat die reizende kleine Hand noch rosige Nägel und rosige Grübchen. Tante Minette ist übrigens ganz wie damals in ein weites faltiges Gewand von einem feinen weißen Wollenstoff gekleidet, und das Kinderhäubchen mit der Spitzenkrause ist unter dem fleischigen Kinn gebunden.

Die Dame, welche ihr gegenüber sitzt, ist Idalie; wir dürfen sie nicht mehr die schöne Wittwe, nicht mehr Baronin von Taubenheim nennen; denn sie ist seit zwei Jahren schon die Marquise Sanglier von Gap. Noch immer sehr anmuthig, thut es ihrer Schönheit doch großen Eintrag, daß ihre schlanke Gestalt sehr abgemagert ist, und selbst das immer noch

stolze und schöne Antlitz hat die liebliche Rundung verloren. Nur die herrlichen Augen haben sich in ihrer Schönheit ganz erhalten, ja, sie zeigen sich jetzt noch bedeutender, als sie früher waren, und gewiß gab es Männer, welche Idalie jetzt schöner, oder doch anziehender und fesselnder, fanden als früher. Was die Dame an Formenschönheit verloren, das hatte sie an geistigem Ausdruck, an edlem Ernste und milder Würde gewonnen.

Seit Jahresfrist etwa lebte der Marquis Sanglier mit seiner Gemahlin in Berlin, übrigens ohne Theilnahme an dem geselligen Leben, das ohnehin bei dauerndem Kriege viel von dem frühern Glanze verloren hatte. Die einst so lebenslustige, oft übermüthige Idalie zog jetzt häusliche Zurückgezogenheit dem Treiben der bunten Gesellschaft, in der sie einst eine hervorragende Rolle gespielt, ganz entschieden vor. Sie war die Mutter eines Knaben, dessen überaus zarte Gesundheit dauernde, unaufhörliche Sorgfalt ihrerseits erforderte. Die kühne Weltdame war eine außerordentlich gewissenhafte Mutter geworden. Sicherlich war das zurückgezogene Leben, welches die Marquise führte, sehr nach dem Geschmack ihres ritterlichen Gemahls, gewiß aber würde er sie mit

derselben ernsten aber herzlichen Freundschaft in die Gesellschaft begleitet haben, mit welcher er neben ihr an dem Bettchen des fast immer kränkelnden Kindes saß.

Die Zurückgezogenheit war von Idalie's Seite durchaus ein freier Entschluß. Die Erfahrungen, welche die Marquise in der Zeit ihres Aufenthaltes in Verdun gemacht, hatten mächtig auf sie gewirkt.

Regelmäßig besuchte die Marquise Sanglier eigentlich nur die Tante Minette in dem Säulen-Pavillon des Haugwitz'schen Gartens, dort fand sie eine noch tiefere Stille als in ihrem Hause; sie hatte keine besondere Zuneigung zu der eigenthümlichen Verwandtin, aber sie fühlte sich doch durch das seltsame Wesen gefesselt, vielleicht verfolgte sie auch bei ihren häufigen Besuchen ganz bestimmte Zwecke.

So oft Idalie in dem Gartenhause erschien, bemerkte sie, trotz des kühlen, fast frostigen Empfanges, daß Tante Minette Freude an ihrem Kommen hatte.

„Ich danke Dir, Nichte!" also lautete fast wörtlich die Anrede, mit welcher das Kindergesicht die Marquise beim Eintreten jedes Mal begrüßte, „ich

danke Dir, Nichte, daß Du Dir die Mühe gegeben hast, zu der einsamen alten Frau zu kommen, die Dir doch gar nichts zu bieten vermag. Hoffentlich geht es Dir gut, Du siehst noch bleicher aus als neulich, Du solltest etwas Roth auflegen. Was macht Dein Knabe? doch was frage ich? wäre er noch leidender als sonst, so würdest Du nicht hier sein. Es ist merkwürdig, daß eine so schöne Frau und ein so gewaltiger Mann, beinahe ein Riese, daß die ein so schwaches, gebrechliches Kind haben! Dem Marquis geht es gut, versteht sich, was könnte den Riesen anfechten?"

Nach dieser in kühlster Weise gegebenen Einleitung wurde das Kindergesicht milder, freundlicher, zuweilen sogar herzlich. Es war beinahe, als ob diese Einsame erst all der Bitterkeit, welche sie in sich trug, Ausdruck geben müsse, bevor sie menschlich freundlich zu verkehren im Stande sei. Uebrigens gab Idalie auf die Fragen, welche sich Tante Minette stets selbst beantwortete, niemals eine Antwort, sprach zu ihr auch nie, oder doch nur beiläufig von ihrem Gemahl und ihrem Knaben, weil sie wußte, daß das Kindergesicht nicht das geringste Interesse

für die beiden Wesen hatte, welche ihrem Herzen die Nächsten waren.

Gewöhnlich begann sie, sobald sie sich niedergelassen, der Tante vom Kriege und von der Revolution zu erzählen, was sie erfahren hatte, und Idalie war immer gut unterrichtet. Es war noch die Zeit, wo man die Neuigkeiten vom Kriegsschauplatze und aus fernen Ländern durch Privatbriefe erfuhr; die Zeitungen erschienen noch nicht täglich, und der Raum der wenigen kleinen Blättchen, die zwei Mal in der Woche in Berlin ausgegeben wurden, konnten auch stofflich nur wenig bringen. Damals nahm der Privatbrief meist noch den Zeitungen das Wenige was sie brachten, im Voraus weg; während jetzt andererseits der Stoffreichthum der Zeitungen oft durch das Telegramm an Interesse verliert.

Das Kindergesicht las mehrere ausländische Zeitungen, die sehr kostbar, aber doch nicht im Stande waren, den Privotbriefen ihren Werth zu nehmen, deßhalb war Idalie stets willkommen, denn Marquis Sanglier unterhielt einen lebhaften Briefwechsel nicht nur mit ehemaligen Waffengefährten, sondern auch politischen Freunden in Paris selbst, an

den Hofhaltungen der bourbonischen Prinzen, und in verschiedenen Hauptstädten. Das Kindergesicht aber, dem die Einsamkeit weit drückender als eingestanden wurde, beschäftigte sich viel lebhafter und eingehender mit den politischen Ereignissen, als das damals von den Damen in Berlin geschah.

Unsere Damen, die an die politische Debatte schon so vollständig gewöhnt sind, daß sie kaum ein Leben ohne dieselbe sich noch vorstellen können, unsere Kinder, die schon Zeitungen lesen, können eine Zeit nicht begreifen, in der nur die Männer, und auch diese nur in einer verschwindenden Minderheit Zeitungen lasen und selten darüber sprachen.

Auch heute hatte Idalie der Tante Minette allerlei Mittheilungen gemacht, ihr auch einige interessante Briefe vorgelesen, die sie zu diesem Zwecke mitgebracht, und das Kindergesicht dadurch in die beste Laune gebracht, die sich zunächst dadurch verrieth, daß ein großer Carton aufgeschlagen wurde, der zur Seite der Dame stand. Dieser Carton enthielt hunderte von flachen Kästchen, und all diese waren mit Seidenbändern aller Farben gefüllt. Jedes Kästchen hatte seine Jahreszahl und seinen Zettel mit Inhaltsverzeichniß.

Es war das Eine von den vielen Sammlungen, welche das Kindergesicht angelegt, vorzugsweise, um sich durch eine gewisse Thätigkeit die Einsamkeit erträglich zu machen. Aber wie Alles, was Bezug auf sie hatte, wurden auch diese Sammlungen mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt. War das lediglich die Folge der Gewohnheit, immer mit Geheimnissen zu spielen, oder glaubte Tante Minette zu verrathen, wie schwer sie die Einsamkeit trug, wenn sie ihre vielfachen Beschäftigungen verrieth?

Wer will das sagen? Vielleicht wirkte Beides zusammen; nur in besonders guten Stunden ließ Tante Minette Idalie einen Theil ihrer bald völlig wunderlichen, bald auch wirklich merkwürdigen Sammlungen sehen.

Mit dem ganzen Stolz des glücklichen Sammlers öffnete das Kindergesicht die kleinen Bänder-Kästchen, aber zu jedem Kästchen kamen Erläuterungen, welche der Sammlung einen gewissen wissenschaftlichen Anstrich gaben, und Idalie, die zu Anfang ziemlich gleichgültig auf den Bänderkram geblickt, doch ganz wohl unterhielten.

Beide Damen, so klug und fein jede in ihrer

Art war, ließen sich freilich nichts davon träumen, daß sechzig Jahre später diese Bändersammlung, welche die französischen Modebänder des vorigen Jahrhunderts fast vollständig enthielt, einem culturhistorischen Museum einverleibt werden sollte, und dort Culturhistorikern, Malern, Romandichtern, Costumiers und Liebhabern als wissenschaftliches Material dienen würde.

„Sieh," erklärte das Kindergesicht eifrig, „diese Bänder trugen wir etwa um die Zeit da Du geboren wurdest; ich nenne sie Phrasenbänder, weil man sie nach den Farben und den verschiedenen Schattirungen derselben mit allerlei zierlichen Phrasen benannte: diese mattrothen Bänder da heißen „soupius de Venus" nun kennt sie Keiner mehr, diese siebenfach gestreiften nannte man „arc-en-ciel", Deine Mutter trug einst eine Robe mit solchen Bändern, welche ihr zum Entzücken stand. Dieses blaßgrau war gesucht und hieß „le desespoir d'opale", dieses tiefblau „la conviction", dieses zarte Roth „la marque d'espoir", dieses Grün „la composition honnète", und dieses Blaßgrün „la grande réputation". Es war oft nicht leicht für mich, diese Namen wieder zu finden,

auch war ich zu gewissenhaft, mich ganz auf mein Gedächtniß zu verlassen, ich habe vielfach nach Paris und nach Lyon correspondirt, und den Namen erst aufgesetzt, wenn ich meiner Sache vollkommen sicher war."

Die eifrige Sammlerin bemerkte das sanfte Spottlächeln ihrer Nichte nicht.

„Diese Nummern," fuhr sie fort, „bis 298 gehören alle in dieselbe Klasse der Phrasenbänder, sie sind meist „au désir marqué," „aux plaintes indifferentes," „à la préférence," das habe ich selbst sehr gern getragen, „à l'agitation," „aux doux sourire." Man kann nur bei sehr wenigen unter diesen Phrasenbändern angeben, woher die Namen, und selbst da, wo ein Grund angegeben wird, steht derselbe nicht fest, ich habe mir also keine weitere Mühe damit gegeben. Es sind eben Phrasenbänder. Zuweilen trieb man ein hübsches Spiel, indem man verschiedene Bänder zugleich trug, deren Namen in ihrer Zusammenstellung etwas sagten oder andeuteten, so trug Deine Mutter einmal tiefblau „aux soupirs étouffés," und blaßgelb „aux régrets inutiles," um einem Verehrer eine Andeutung zu geben, leider aber verstanden sich immer nur wenige Männer auf

dieses Spiel, und man verrieth uns damit oft den scharfen Blicken argwöhnischer Nebenbuhlerinnen."

„Hier diese Bänder," fuhr das Kindergesicht fort, „nenne ich Dir nicht, ich heiße sie die „Indiscreten," sie sind aus der Zeit der Regentschaft, und man hat damals unglaublich frei, ja, wir wollen es gestehen, unverschämt gesprochen in Gesellschaft; dieses roth heißt: „vive bergère," dieses fleischfarbene Band heißt: „cuisse de nymphe emue," dieses „entrailles de pétit maitre", doch genug, Du bist noch nicht alt genug, um diese Namen ohne Erröthen anhören zu können!"

„Hat man denn im Alter weniger Scham als in der Jugend?" fragte die Marquise mit ganz ehrlicher Verwunderung.

„Welche Frage!" rief die Sammlerin, ein neues Kästchen ergreifend, „hast Du die Erfahrung noch nicht an Dir selbst gemacht? Du erröthest jetzt gewiß nicht mehr über verschiedene Dinge, welche Dir ehedem das Blut ins Gesicht trieben, denke nur darüber nach!"

Idalie schüttelte leicht den Kopf, aber sie sagte nichts; ihr ging es anders, sie fühlte, daß sie ehedem

Vieles ganz gleichgültig angehört, ja selbst gesprochen, was sie jetzt mit Scham erfüllte, in der Erinnerung noch, aber sie wußte auch, daß es ganz vergeblich sein würde, mit der Tante darüber zu reden, sie fühlte, daß sie eben auf einem ganz anderen Boden stand. —

„Fast eben so häßliche Namen," fuhr die Sammlerin fort, „haben diese, ich nenne sie Schmutzbänder, „merde d'oie," „boue de Paris," „caca de Dauphin," daran wirst Du genug haben. Eine kleine Merkwürdigkeit sind die Flohbänder hier; ich habe sie vollständig, sie verdanken dem armen guten König Ludwig XVI. ihren Namen, er fand einst die Bänder, welche Marie Antoinette trug, sehr hübsch, es war 1775, und fragte nach dem Namen der Farbe, da ihn die Königin nicht zu nennen wußte, so nannte er die Bänder flohfarben. Von dem Augenblick an war „couleur puce" Mode, und endlich gab es drei und vierzig Nuancen von couleur puce, ich habe sie alle: veille puce, jeune puce, dos de puce, ventre de puce, cuisse de puce, tête de puce, ja, ich habe auch das sehr seltene ventre de puce en fièvre de lait. Was sagst Du dazu?"

Voll Stolz zeigte die Tante der Nichte das dunkelbraune Band, welches diesen abgeschmackten Namen führte.

„Meine Tante,“ bekannte Idalie aufrichtig, „ich sehe nichts besonderes an diesem braunen Bande!“

„Nicht?“ fuhr die beleidigte Sammlerin auf, doch setzte sie gleich sich beruhigend hin, „welche Thörin bin ich doch! Du kannst ja nicht wissen, wie viel Mühe es mir gemacht hat, diese Folge von Flohbändern vollständig zusammen zu bringen, Du weißt nicht, daß in einer Sammlung das Unscheinbarste oft den höchsten Werth hat, weil es eben nur schwer zu bekommen ist. Ich werde Dir wieder einzelne seltene Stücke zeigen; sieh, in diesem Kästchen sind Bänder, welche ich „construirte“ nenne, sie haben nämlich bestimmte Namen, die sich nicht nur auf ihre Farbe, sondern auch auf ihre Breite, die Dicke des Stoffs und die Säume beziehen. Dieses schöne blaue Band zum Beispiel heißt nur dann „bleu Royal,“ wenn es genau diese Breite, diese Wässerung und diesen durchgezogenen Saum hat. Eine Art von Epaulettes, von solchen Bändern gebildet, trugen Ludwig XIV. und seine Cavaliers, daher der Name. Dieses Scharlach-

Band heißt „Rose Dubarry,“ der Name ist sehr passend, denn das Roth ist ebenso schreiend frech, wie es die Dubarry gewesen sein soll, ich habe übrigens ganz anständige Frauen gekannt, denen „Rose Dubarry“ sehr gut stand. Dieses meergrüne Band heißt „Céladon,“ nach einer stehenden Figur in den französischen Schäfer-Romanen, es ist sehr schön, aber beinahe schöner noch ist dieses, es heißt „céladon changeant,“ was sagst Du dazu, Nichte?“

„Das ist wirklich sehr schön, meine Tante!“ bekannte Idalie.

„Ich habe es oft getragen, es stand mir sehr gut!“ flüsterte das Kindergesicht und schien sich in Erinnerungen zu verlieren.

„Sagen Sie mir doch, meine Tante,“ fragte Idalie, „wie alt sind Sie denn eigentlich?“

Die Marquise erschrak beinahe, als sie diese Frage ausgesprochen, sie fürchtete einen Ausbruch, aber sie hatte sich getäuscht.

„Du fragst wie ein Kind, meine Nichte,“ antwortete die Tante, ohne von ihren Bändern aufzublicken, „ich will Dir denn auch antworten, wie man

einem Kinde antwortet, ich bin ganz genau so alt, wie mein kleiner Finger!"

„Ich bitte um Verzeihung!" sagte Idalie leicht lächelnd und war froh, so davongekommen zu sein.

„Was sagst Du zu diesem blassen Goldgelb?" fragte das Kindergesicht.

„Wunderschön!" rief die Marquise.

„Das glaube ich," sagte die Sammlerin mit befriedigtem Stolz, „das ist „couleur cheveux de la Reine," man trug es über ein Jahr lang und Monsieur, der Bruder Ludwigs XVI., hat es wirklich nach einer Locke seiner schönen Schwägerin Marie Antoinette in den Gobelins zu Lyon anfertigen lassen; ich habe zwei Proben, dieses ist in den Händen der Königin selbst gewesen, es ist ein Andenken, welches sie der Gräfin Lawoëstine gegeben, von der hab ich's; die andere Probe hat eine Dame getragen, die ich zu meinem Unglück viel zu sehr geliebt habe in meinem Leben."

Das Kindergesicht sagte das schärfer und kälter, als sie sonst zu sprechen pflegte, schloß das Kästchen mit einer hastigen Bewegung, schob es in den Carton und band den Deckel mit einigen Schleifen zu.

War der Dame die Erinnerung unangenehm? oder folgte sie nur der allen, oder doch vielen Sammlern eigenen Taktik, niemals ihre Schätze vollständig zu zeigen, sondern immer so abzubrechen, daß der Beschauer keine Uebersicht gewinnen kann und nun begreiflicher Weise von dem, was er gesehen einen übertriebenen Schluß macht auf das, was er nicht gesehen. Das aber ist die Absicht, denn alle Sammler wünschen ihre Sammlungen größer und bedeutender erscheinen zu lassen, als sie sind. War das die Absicht der seltsamen Frau, so erreichte sie ihren Zweck nicht, denn Idalie hatte doch zu wenig Interesse an den Bändern genommen, um überhaupt darüber nachzudenken.

Tante Minette mußte in den Mienen ihrer Nichte gelesen haben, daß sie ihr mit den Bändern nicht weiter imponirt hatte, das schien sie zu verdrießen, sie sah einen Augenblick wie ein schmollendes Kind vor sich hin, dann zuckte es wie ein Blitz über ihr Gesicht, sie zog einen Schlüssel hervor und fragte stolz: „Soll ich Dir Mal was Schönes zeigen, mein Kind?"

Idalie entgegnete lächelnd: „Sie sind sehr gütig, meine Tante!"

Die Marquise lächelte, weil ihr noch mehr als sonst, in diesem Augenblick der Contrast auffiel, der zwischen der Erscheinung und der Rede ihrer Tante bestand; das Kindergesicht da sprach nämlich zu ihr, als wenn sie ein kleines Kind sei, dem man allerlei zur Unterhaltung vormache, ihm allerlei zeigen müsse, damit es stille sei und nicht weine.

Indessen hatte die Tante ein Schubfach des großen runden Tisches geöffnet und ein breites, flaches Etui herausgenommen, sie öffnete es und stellte es vor die Nichte hin; eine ganze Sammlung der schönsten und größesten, goldenen Medaillen leuchteten der Marquise entgegen.

„Das sind die Medaillen, welche König Friedrich I. von Preußen hat prägen lassen, die Collection ist ganz vollständig, jedes Exemplar ist ausgezeichnet, was sagst Du dazu, Nichte?"

Die Marquise sprach ihre Bewunderung aus, denn sie war fähig zu begreifen, daß eine solche Sammlung von hohem Werth war, wenn sie sich auch keiner besondern Kenntnisse in der Münzkunde rühmen konnte.

„Hier ist Friedrich Wilhelm I.," sprach die Dame,

das erste Etui zurücknehmend und ein zweites hervorziehend; plötzlich aber hielt sie inne, schob das Etui zurück und schloß den Kasten.

Wir haben das Kindergesicht in Verdacht, daß die Sammlung der Medaillen König Friedrich Wilhelms I. nicht so vollständig war, wie die König Friedrichs I., aber die Marquise mußte glauben, daß sie von allen Königen von Preußen die Folgen hatte und damit war dem Sammlerstolze Genüge gethan.

„Ich sehe Besseres für eine junge Dame!" sagte sie, ein Fach öffnend, welches gerade vor ihr war und sich unter mehrfachem Verschluß befand.

Zuerst hielt sie der Nichte ein Körbchen hin, aus dem es funkelte und blitzte, wie in einem Mährchen aus Tausend und einer Nacht. Die kleine Kinderhand mit den rosigen Grübchen wühlte in der Fülle von farbigen Edelsteinen, mit denen das Körbchen bis über die Hälfte gefüllt war.

„Das ist ja ein Schatz!" rief Idalie fast geblendet von dem Glanz der Edelsteine, in denen die Tante mit wirklichem Behagen wühlte; einen ganz lüsternen Ausdruck gewann das Kindergesicht, während die Edelsteine wie Wassertropfen durch ihre Finger liefen.

Idalie hatte Edelsteine genug getragen und gesehen, um zu wissen, daß diese Steine, wenn sie ächt waren, ein kleines Vermögen, ein sehr bedeutendes Capital bildeten.

Das Kindergesicht mußte den Zweifel an der Aechtheit der Steine in der Seele der Marquise gelesen haben, denn beinahe verächtlich sprach sie: „ich würde Dir diese Steine alle schenken, Nichte, aber ich bedarf derselben, es beruhigt meine Nerven, wenn ich in dieser Masse wühlen kann, aber warte, ein Andenken sollst Du doch haben, suche Dir einen Diamanten, einen Rubinen, einen Smaragd und einen Saphir aus, nimm auch einen hübschen Topas und einen Opal; was zögerst Du, greif' zu, Kind, suche Dir die besten und größesten aus! ich will es!"

Nach einigem Sträuben nahm Idalie die Steine, welche die Tante genannt, sie suchte nicht lange, sie gehorchte eben nur dem Gebot; dann ließ sich das Kindergesicht eine Elfenbeindose geben, welche unter all den andern Curiositäten auf dem Tische stand, legte Baumwolle hinein und sprach freundlich: „so, nun packe Deine Steinchen ein, Kind, hier hast Du noch ein paar!"

Dabei faßte sie in das Körbchen, nahm zwischen ihre Finger Edelsteine wie eine Prise und warf sie zu den ausgesuchten in die Dose. Sie lächelte und weidete sich offenbar an dem Erstaunen der Marquise.

Aber deren Erstaunen sollte noch größer werden; die seltsame Frau schien es heute darauf abgesehen zu haben, ihrer Nichte um jeden Preis zu imponiren.

„Ich will Dir jetzt noch Etwas zeigen, Kind," begann sie beinahe ängstlich flüsternd, nachdem sie die Edelsteine wieder eingeschlossen, „aber gieb mir Deine Hand!"

Die Marquise legte ihre Hand in die der Tante und fühlte, daß dieselbe eiskalt war, auch bemerkte sie, daß die Lippen derselben bebten und ihre Augen mit einem stechenden Blick auf ihr ruheten.

„Du versprichst mir in meine Hand, daß Du Niemandem sagen willst, was ich Dir jetzt zeigen werde!"

„Ich verspreche es, meine Tante!" sagte Idalie, die durch das Benehmen der seltsamen Frau in eine wirkliche Aufregung versetzt war.

„Ich traue Dir, ich habe Dein Versprechen!" sprach sie und öffnete mit sichtlich zitternden Händen

ihr Gewand über dem Busen und zog an einer goldenen Kette, welche sie um den Hals trug.

„Ich trage den Schatz auf dem Herzen, Tag und Nacht, ich trenne mich nie von ihm, nie!“ flüsterte sie, mehr mit sich selbst, als mit der Nichte sprechend.

An der Kette hing ein herzförmiges Etui, auf welchem sich eine Inschrift befand, welche selbst Idalie's scharfes Auge nicht zu entziffern vermochte, ein Druck auf eine Feder und — die Marquise fuhr mit einem lauten Ruf der Bewunderung, ja, der Bestürzung zurück.

In dem Etui lag ein Diamant von einer Größe, wie Idalie noch nie einen auch nur entfernt ähnlichen gesehen, er warf so mächtig funkelnde Strahlen, er spielte in solchem Farbenfeuer, daß es ein Entzücken war, ihn zu sehen.

Idalie fühlte sich von dem Glanze wie bezaubert und ein Ton des Schmerzes beinahe entfloh ihren Lippen, als die Tante plötzlich die Kapsel schloß; sie sah ohne ein Wort zu sprechen zu, wie die seltsame Frau, die ihr in diesem Augenblick wie eine Fee beinahe vorkam, den Diamanten wieder in ihren Busen verbarg und ihr Gewand darüber zuknöpfte.

Unheimlich fast leuchteten die Augen in dem Kindergesichte und flüsternd sprach sie: „ich habe Dein Versprechen, hüte Dich, mich zu verrathen; wenn Du treu bist, will ich Dir den Schatz auch zuweilen zeigen, wenn wir zusammen sind, nicht oft, aber zuweilen, Du wirst Sehnsucht fühlen, ihn wieder zu sehen, ich kenne das! fand auch keine Ruhe, bis ich ihn hatte, ja! Du sollst nicht erfahren, wie elend man ist, wenn man sein Herz an einen Stein verliert. Aber eine Ahnung hegst Du nun davon, sieh! wie Deine Augen stieren, grad auf die Stelle, wo der Schatz an meiner Brust liegt, nimm Dich in Acht! Kind, Du darfst den Schatz nicht wieder sehen, er brächte auch Dich in's Verderben!"

„Fürchte nichts, Tante," rief Idalie, mit einiger Anstrengung den Bann abschüttelnd, von dem sie sich wirklich befangen fühlte, „ich gestehe, daß mich der Anblick geblendet, fast entsetzt hat, aber ich werde mein Herz nicht an einen Stein hängen!"

Die Marquise lächelte.

„Nun, nun," sagte die Tante warnend, „ich habe Eine gekannt, welche eben so sprach, wie Du sprichst, die ihr Herz aber doch verlor!"

„Dann hat sie weder Mann noch Kind gehabt!“ versetzte Idalie bestimmt.

„Woher weißt Du das?“ fragte die seltsame Frau mit großer Schärfe.

„Ich weiß es, weil ich Mann und Kind habe!“ entgegnete die Marquise fast erhaben.

Betroffen blickte die Tante auf ihre Nichte.

Es entstand eine kleine Pause, dann begann die Tante wieder in dem vorigen Flüsterton: „Du hast den größesten Diamanten gesehen, den es auf Erden giebt, wenn der „Regent“ geschliffen wird, so wird er nicht so groß sein, wie mein Schatz; der Stein ist unschätzbar, wenn er für Millionen verkauft wird, so wird er verschleudert.“

Plötzlich hielt sie und rief beinahe drohend: „frage nicht! ich sehe die Frage auf Deiner Lippe, in Deinen häßlichen, neugierigen Augen, ich verbiete Dir, mich zu fragen! Du wirst den Schatz nie wieder sehen, Dich nie wieder an seinem Anblick laben, wenn Du Dich unterstehst zu fragen!“

„Ich will Sie nicht fragen, meine Tante,“ entgegnete die Marquise einfach, „wenn ich Ihnen dadurch mißfällig werde, aber ich versichere Ihnen, daß

ich auch nicht das geringste Verlangen hege, den Schatz wieder zu sehen, dessen Anblick mir Ihr Vertrauen gegönnt!"

„Du hast Recht, Kind," erklärte die Tante, „sieh ihn nicht wieder, es ist besser für Dich und mich, aber sage mir doch, wie geht es Rose, wie geht es Deiner kleinen Schwester?"

Die Marquise begriff, daß ihre Tante durch diese Frage von einem Gegenstand ablenken wollte, dessen Besprechung ihr peinlich geworden war, von dem Augenblicke an, wo sie die ganz natürliche Frage fürchtete, wie sie zu diesem ungeheuren Schatz gekommen.

„Es geht mit Rose jetzt fortdauernd gut," erwiederte Idalie auf die Frage, „ich habe zwar schon längere Zeit keinen Brief von ihr, sie schreibt nicht gern, aber ihre zukünftige Schwägerin hat mich vor einigen Tagen besucht und brachte mir gute Botschaft; sie erholt sich zwar langsam, aber die Kräfte nehmen doch täglich zu und sie denkt doch noch im Laufe des künftigen Sommers Hochzeit zu machen!"

Mit offenem Munde, mit einem beinahe einfältigen Ausdruck des Erstaunens blickte die Tante.

„Was haben Sie, meine Tante?" fragte die Marquise ihrerseits ebenfalls erstaunt.

„Zukünftige Schwägerin, Hochzeit! was soll das heißen?" rief das Kindergesicht plötzlich.

„Nun, haben Sie denn vergessen, daß Rose seit längerer Zeit verlobt ist und daß sie schon verheirathet sein würde, wenn nicht erst der Bräutigam lange an seinen im Felde empfangenen Wunden gelitten, und wenn sie nachher nicht selbst in eine schwere Krankheit verfallen wäre!"

„Von ihrer Krankheit hast Du mir erzählt, von ihrem Brautstande nie!" sagte die Tante bestimmt.

„Sehr richtig," bemerkte die Marquise, „da Sie nie danach frugen, meine Tante, so glaubte ich, daß Ihnen der Gegenstand unangenehm sei; ich hatte einigen Grund, das zu vermuthen, aber der Brautstand selbst konnte Ihnen doch kein Geheimniß sein, denn Rose hat Ihnen die Verlobung in einem längeren Schreiben gemeldet und eben weil Sie, meine Tante, darauf keine Antwort gaben und in Ihren Briefen an mich darüber schwiegen, so schwieg ich auch hier darüber!"

„Ich versichere Dich, Kind, daß ich niemals jenen Brief empfangen habe," rief die Tante ängstlich und aufgeregt, „ich habe eine schreckliche Ahnung, bitte, Kind, sage mir, daß der Verlobte nicht der Herr von Margendorff ist!"

„Aber freilich, der ist es; was haben Sie, meine Tante!" versetzte Idalie rasch.

„Oh meine Ahnung! meine schreckliche Ahnung!" stöhnte die seltsame Frau, ihre Hände auf die Brust drückend, als müsse sie eine tiefe, innerliche Bewegung durch äußere Hülfe bekämpfen.

Erschrocken war die Marquise aufgestanden.

„Ich hatte vor Jahren schon eine böse Ahnung," begann plötzlich die Tante heftig und rasch, „ich erfuhr, daß der Junker die Rose überall suchte, ich gab mir Mühe, seine Schritte irre zu leiten, Alles umsonst. Eile Dich, Kind, schicke Deiner Schwester eine Staffette, sage ihr, daß sie den Herrn von Margendorff nicht heirathen könne, nicht dürfe — was besinnst Du Dich?"

„Verzeihen Sie, meine Tante," bat die Marquise, „die Verlobten, welche die Einwilligung der Eltern des Bräutigams haben und gesetzlich keiner Zustim-

mung bedürfen, würden sich schwerlich um eine Einrede kümmern, welche ohne zwingende Gründe auftritt."

„Gründe!" schrie die Tante zornig und begann krampfhaft zu lachen, „sie verlangt Gründe? nun, wenn sie Gründe verlangt, dann sage ihr, daß es bei schwerer Strafe verboten, daß es ein scheußliches Verbrechen sei, seinen Bruder zu heirathen!"

„Herr von Margendorff kann nicht unser Bruder sein!" entgegnete die Marquise bestimmt und richtete einen leuchtenden Blick auf die Tante.

„Unglückliche!" rief diese im höchsten Affect, „Du zweifelst? freilich, er ist Dein Bruder, er ist, Gott erbarme sich! Rose's Bruder!"

Die Marquise bemerkte wohl, daß sich Tante Minette in einem Grade der Aufregung befand, der kaum noch eine Steigerung zuließ, dennoch machte die Entdeckung derselben nicht den Eindruck, den man hätte erwarten müssen. Idalie wunderte sich beinahe selbst, daß die Mittheilung eines so entsetzlichen Geheimnisses sie beinahe kalt ließ, sie glaubte eben nicht daran, sie hielt die Tante für getäuscht und verlangte eigentlich nur darum weitere Mittheilungen, um dieselben sofort widerlegen zu können.

„Du glaubst mir nicht!“ sagte das Kindergesicht, sichtlich weniger erzürnt als tief bekümmert.

„Ob ich Ihnen glaube oder nicht, meine Tante,“ versetzte die Marquise, „darauf kommt gar nichts an, Sie müssen sich aber selbst sagen, daß weder Rose, noch der Herr von Margendorff auf eine solche Behauptung Rücksicht nehmen werden, wenn dieselbe durchaus durch Nichts bewiesen wird!“

„Und wer sagt Dir denn, Kind, daß sie durch Nichts bewiesen wird?“ fragte die Tante in einer Weise, daß Idalie an deren wirklichem Schmerz und Kummer nicht zweifeln konnte, „sie ist leider nur zu gut bewiesen!“

„Dann lassen Sie mich diese Beweise hören, meine Tante,“ drängte die Marquise, „wir wollen gemeinschaftlich prüfen; meine Schwester hat in diesen letzten Jahren so viel leiden müssen, daß es mehr als grausam wäre, wollten wir's zulassen, daß ihr Glück durch eine nicht ganz feststehende Behauptung aufs Neue gestört würde. Jahre lang war Rose von dem Manne getrennt, den sie liebte, an dem ihr Herz hing; ich begreife jetzt, wie's gekommen, daß Margendorff sie nicht zu finden vermochte; in der besten Absicht

von der Welt haben Sie ihn irre geleitet, meine Tante; unterdessen sah Rose in Frankreich ihre Besitzung mit Mord und Brand heimgesucht, auf der Flucht fand sie den Geliebten, um ihn sofort wieder zu verlieren, und endlich erhielt sie ihn als Krüppel aus dem Kriege zurück. Aber damit waren die Prüfungen meiner armen Schwester noch nicht zu Ende. Anfänglich heilten die Wunden Margendorff's unter unserer Pflege so gut, daß man eine baldige Genesung hoffen und den Hochzeitstag bestimmen konnte, da erfolgte ein Rückfall und Monate lang dauerte das Siechthum. Rose wich nicht von dem Bette des Geliebten, ich kann sagen, daß ihn nur ihre Pflege und ihr Gebet erhalten haben. Zum zweiten Male wurde der Hochzeitstag bestimmt, da verfiel meine arme Schwester selbst in eine Krankheit, von welcher sie sich nur langsam erholt."

Die Marquise hatte mit Willen diese Umstände ausführlich dargelegt, denn sie sah, daß die Tante der Sammlung bedürftig war, das Kindergesicht faßte sich indessen über Erwarten schnell.

„Und jetzt habt ihr zum dritten Male den Hochzeitstag bestimmt," begann die merkwürdige Frau mit

ihrer kühlen, ruhigen Stimme, „glaubt Ihr denn, daß es nur blinder Zufall war, durch welchen zwei Mal schon die Hochzeit verhindert wurde?“

Idalie sah ihre Tante scharf an, es fiel ihr ein Wort ihres Gemahls ein, der hatte kürzlich bei irgend einer Veranlassung gesagt: „Sie berufen sich auch auf Gott, wenn's ihnen gerade paßt!“ der Tante schien es hier wirklich sehr zu passen.

„Ich begreife,“ fuhr das Kindergesicht fort und zwar mit einer Härte im Ton, die für Idalie etwas geradezu Empörendes hatte, „ich begreife, daß ein verliebter Cavalier und eine verliebte Dame, denen man sagt: Ihr könnt Euch nicht heirathen, weil Ihr Geschwister seid! dem nicht ohne Weiteres Glauben schenken, sondern Beweise verlangen und sich nur bündigsten Beweisen fügen werden. Ich weiß, daß diese ganze Angelegenheit für Alle, welche dabei betheiligt sind, entsetzlich sein muß; was sie für mich ist, das kann Niemand errathen — ich habe eine böse Ahnung gehabt von dem Augenblicke an, da ich erfuhr, daß der Junker sich so eifrig bemühe, den Aufenthalt Deiner Schwester zu erkunden und ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, um jede fernere Annäherung

zu verhindern. Meine Bemühungen sind vergebens gewesen, ich bin sorglos geworden, weil ich so lange nichts vernahm von den Betheiligten, jetzt kann ich weiter nichts thun, als Dir, mein Kind, ein Geheimniß mitzutheilen, das besser verschwiegen geblieben wäre, aber der Schleier muß gelüftet werden, damit nicht ein neues Verbrechen sich dem alten anreiht!“

Bei dieser Rede der Tante wurde der Marquise, trotz ihrer festen Zuversicht, doch sehr bänglich zu Muthe.

„Ich muß von Deinem Vater reden, Kind,“ fuhr die Tante fort, „von Deiner Mutter, es wird Dir Manches sehr wehe thun, was Du vernimmst, aber Du bist verständig genug, um einzusehen, daß hier nichts mehr verschwiegen werden darf, wenigstens nichts von dem, was sich auf dieses Geheimniß bezieht. Höre mir aufmerksam zu. Dein Vater war ein in vielfacher Beziehung höchst ausgezeichneter Mann, ohne seinen Leichtsinn, der ihm endlich auch den Tod brachte, wäre er ein vollkommener Cavalier gewesen. Es ziemt mir, der Schwester, nicht, der Tochter von den Erfolgen zu erzählen, die er bei den

Frauen hatte, obgleich das eigentlich nöthig wäre, um gewisse Dinge glaubhaft zu machen. Ich will aber nur sagen, daß der Graf Rothenburg für unwiderstehlich galt. Er erregte hier in Berlin, wo ich damals mit meinem Oheim, dem General Grafen Rothenburg lebte, und wo Dein Vater gern den Winter zuzubringen pflegte, wirklich Aufsehen, als man plötzlich erfuhr, daß Graf Reginald Rothenburg sich mit einer Marquise von Locquenghien vermählt habe. Nun, Kind, Du hast Deine Mutter gekannt, aber Deine kindliche Verehrung wird Dich nicht ganz blind machen, Du wirst mir zugeben, daß sie nicht die Eigenschaften besaß, welche einen Mann auf die Dauer zu fesseln vermögen. Aber ich entdeckte sehr bald die Geistlosigkeit und die Nüchternheit, die damals noch durch jugendliche Frische und Lebhaftigkeit versteckt wurde. Am peinlichsten berührte mich übrigens die beinahe kindische Eifersucht, mit welcher Deine Mutter ihren Gemahl quälte, der ihr damals, wie ich mit Bestimmtheit sagen kann, keine ernste Veranlassung gab; diese Eifersucht gab sich oft so unzart, so rücksichtslos kund, daß ich meinen Bruder bedauerte. Vergiß das nicht, wenn Du später ein Ur-

theil über Deinen Vater fällen mußt, eine Art von Entschuldigung für ihn war gewiß das Benehmen Deiner Mutter. Während des zweiten Winters, den Deine Eltern hier zubrachten, starb mein Oheim, der General Graf Rothenburg, in dessen Hause ich erzogen worden war und bis dahin gelebt hatte. Deine Eltern boten mir nun zwar an, in ihr Haus einzutreten, aber ich schlug es aus, weil ich bei meiner Liebe für meinen Bruder nicht im Stande war, das Benehmen seiner Frau gegen ihn zu ertragen, und mich scheute, die immerwährende Zeugin der täglichen Eifersuchtsscenen zu werden. Deine Mutter war mir verhaßt geworden, ich habe ihr vielleicht Unrecht gethan, aber ich liebte meinen Bruder so sehr. Zu meiner großen Ueberraschung wurde mir damals der Antrag gemacht, Hofdame der Prinzeß Cäcilie zu werden, die in jenem Winter ebenfalls in Berlin lebte, aber im Frühjahr nach Italien reisen wollte. Prinzeß Cäcilie gehörte der abgetheilten Seitenlinie eines auswärtigen Fürstenhauses an, lebte unvermählt, meist auf Reisen, und wurde von ihrem Hofe mißtrauisch beobachtet, weil man stets fürchtete, daß sie sich verheirathen, und ihr großes Vermögen dadurch dem

fürstlichen Hause entziehen werde; man hatte vergebens versucht, die Prinzeß in der Heimath zu fesseln, sie war aber sehr eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, und hatte bis jetzt siegreich jede Falle vermieden, so viel ihr deren auch gestellt worden waren. Prinzeß Cäcilie hatte, obgleich man sie nicht für schön hielt, und obgleich sie bereits über dreißig Jahre alt sein mochte, einen ganz eigenthümlich fesselnden Reiz für die Männer, und wurde von ihnen so belagert, daß man ihr bald diesen bald jenen zum Liebhaber gab, ohne jedoch irgend eine Gewißheit über diesen Punkt gewinnen zu können. Die Prinzeß war sehr klug, fein in ihren Berechnungen, witzig, geistvoll, mehr als nur unterrichtet, reich an Talenten, kühn, freigebig und stolz. Der Antrag, ihre Hofdame zu werden, wurde mir in sehr verbindlicher Form gemacht, ich hatte gleich Lust anzunehmen, und freute mich, daß auch mein Bruder mir seine Zustimmung ertheilte. So begleitete ich denn die Prinzeß zunächst nach Italien, und hatte jede Ursache, mit meiner Stellung zufrieden zu sein; wir führten ein höchst genußreiches Leben, die Prinzeß machte sich zu meiner Lehrerin, lebte mit mir wie mit einer Schwester, und

überhäufte mich mit Geschenken. Gewisse kleine Vorkommnisse, welche mich hätten stutzig machen können, schrieb ich lediglich den künstlerischen Neigungen der Prinzeß zu; übrigens will ich auch bekennen, daß ich die Prinzeß damals schon so liebte, daß ich ihr Alles verzieh, und Alles bei ihr entschuldigte. Dennoch erschrak ich sehr, als ich eines Tages in Neapel meinen Bruder bei uns eintreten sah, und erfuhr, daß er ohne seine Frau gekommen."

Die Erzählerin hielt einen Augenblick inne, sie war an einem Wendepunkt ihrer Erzählung angekommen, die traurigen Blicke der Marquise belästigten sie sichtlich.

„Es nützt nichts!" rief sie plötzlich beinahe höhnisch, „ich will mir keine Apologie machen, was ich verschuldet, muß ich tragen; die Prinzeß und Graf Rothenburg hatten schon seit längerer Zeit ein zärtliches Verständniß; auf meines Bruders Rath hatte mich die Prinzeß zur Hofdame genommen, ich sollte ihnen als Vertraute dienen, und ein Verhältniß verbergen helfen, welches die Prinzeß ihres Hofes wegen in das tiefste Dunkel hüllen mußte, es wäre um ihre Unabhängigkeit geschehen gewesen, wenn es zur Kunde

des regierenden Herrn gekommen. Nun, blicke mich nicht mit so ernsten Augen an, Kind! ich entsprach in jeder Weise dem ehrenvollen Vertrauen, welches mein Bruder und die Prinzeß in mich gesetzt, ich wurde die Vertraute, die Mitschuldige, wie Du es wohl nennen wirst, ich will mich nicht entschuldigen. Mein Bruder blieb einige Wochen bei uns, wir gingen nach seiner Abreise nach Rom, sahen ihn in Venedig wieder und dann in Wien. Den Sommer brachten wir auf einem fürstlichen Lustschloß in der Heimath der Prinzeß zu; so peinlich dieser Aufenthalt der Prinzeß war, so hatte sie sich doch den Einladungen ihres Hofes nicht länger entziehen können. Hier entsprach ich ganz besonders dem Vertrauen, das die Liebenden in mich gesetzt, denn obgleich hier die Entdeckung am gefährlichsten war, so konnte die Leidenschaft, die sie für einander hegten, sich doch nicht zu einer gänzlichen Trennung entschließen. Ich vermittelte zahlreiche heimliche Zusammenkünfte, dieselben blieben nicht ganz unbemerkt, aber ich verstand es, die Sache so zu wenden, daß man den geheimnißvollen Fremden für meinen Liebhaber hielt, man hatte ihn stets nur mit mir, nie mit der Prinzeß gesehen.

Mein Ruf war verloren, aber was machte ich mir daraus? meine Prinzeß hatte ich gerettet, es fiel damals kein Schatten eines Verdachtes auf sie. Nach den großen Herbstjagden gingen wir nach Berlin, wo ich Deine Mutter nach zweijähriger Abwesenheit wieder sah; in ihrem Wesen war sie unverändert, aber ich hatte nicht mehr den Muth, ihre Eifersucht zu tadeln, ich bemitleidete sie aufrichtig, was mich indessen doch nicht abhielt, fort und fort die Hand zu ihrer Täuschung zu bieten. Uebrigens kam ich durch meine Nachsicht gegen sie in ein gutes Verhältniß zu ihr, welches ich ebenfalls wieder für meine Prinzeß ausbeutete. In diesem Winter galt es, die Niederkunft der Prinzeß zu verbergen, das war nicht leicht, denn gerade damals zeigte der fürstliche Hof ein erhöhtes Mißtrauen, ich glaube fast, daß man in Erfahrung gebracht, oder doch, daß man die Vermuthung hegte, jener Mann, den man für meinen Liebhaber gehalten, sei der Graf Rothenburg, mein Bruder, gewesen. Verschiedene Pläne wurden gemacht und verworfen, endlich wandte sich Graf Reginald an einen Freund, einen Major von Margendorff; ich weiß nicht, wie weit er denselben in sein Vertrauen

gezogen hat, denn ich hatte die schwere Aufgabe zu lösen, die Abwesenheit der Prinzeß aus ihrer Wohnung zu verbergen. Es gelang mir das mit Hülfe der Kammerfrau, welche seit der Kindheit bei der Prinzeß gewesen, vier volle Tage hindurch; ich zittere noch jetzt bei dem Gedanken an die Angst jener Tage. Erst am vierten Tage spät Abends kehrte die Prinzeß zurück, und ich erfuhr von ihr damals nur, daß sie in der Wohnung des Majors von Margendorff in der Wilhelmsstraße einem Knaben das Leben gegeben hatte, und daß der Major dieses Kind als sein eigenes erziehen werde. Das Geheimniß wurde treulich bewahrt. Im Frühjahr begleitete ich die Prinzessin wieder nach Italien, dieses Mal suchte uns mein Bruder nicht dort auf, wir sahen uns erst im folgenden Winter in Paris wieder, wo mir bald klar wurde, was ich schon zuvor geahnt, daß nämlich das Verhältniß zwischen der Prinzeß und meinem Bruder sich wesentlich geändert. Die Liebe war erloschen, aber sie blieben immer auf gutem Fuß mit einander; darin war die Prinzeß Meisterin, sie schied von keinem Liebhaber in Groll, sie blieben stets ihre guten Freunde, o! sie war so klug, meine Prinzeß!"

Diese Bewunderung war vollkommen aufrichtig.

„Ich kann mich nun kurz fassen,“ fuhr die Tante fort, „mein weiteres Leben mit der Prinzeß gehört nicht hierher, später hat Dein Vater mit Deiner Mutter sehr gut gelebt, sie war nicht mehr eifersüchtig, und er ein sehr artiger Ehemann. Wahrscheinlich bestanden über den zu Berlin geborenen Knaben bestimmte Verabredungen zwischen ihm und der Prinzeß; ich bekenne, daß ich diesen Vorfall in dem Treiben des spätern Lebens beinahe vergessen hatte, und erst wieder an ihn erinnert wurde, als die Prinzeß mir wenige Tage vor ihrem Ende ein Vermächtniß für dieses Kind übergab, und mich wegen des Nähern zur Sache, an meinen Bruder verwies.

Mein Bruder sagte mir, als ich nach dem Tode der Prinzeß mit ihm zusammentraf, ich möge die Sache ruhen lassen, bis er nach Berlin komme, wo wir dann im Stande sein würden, Alles zu ordnen. Ich kehrte hierher zurück, kaufte diesen Garten und richtete mich hier ein, denn meine Gesundheit war zerrüttet, und ich wollte überhaupt in tiefster Zurückgezogenheit leben, warum? das gehört nicht hierher. Reich war ich geworden im Leben, glücklich aber nicht,

ich bin indeß auch nicht glücklicher in der Einsamkeit geworden!"

Nachdenklich vor sich hinblickend hatte die Dame das gesprochen, plötzlich sich besinnend, sprach sie: „ach so! nun, wir sind zu Ende, Dein Vater ist nicht nach Berlin gekommen, ich habe mich um jenen Knaben nicht bekümmert, ich hätte ihn ganz vergessen, wenn mir nicht in dem letzten Winter, wo Ihr mit Eurer Mutter hierher kamet, um sie hier zu begraben, zufällig der Name Margendorff genannt worden wäre. Auf meine Bitte hat mir der Junker einen Besuch gemacht, er hat in diesem Zimmer neben mir gesessen, hier hat er mir selbst das Haus bezeichnet, in welchem er geboren. Das Jahr, der Tag der Geburt stimmte; für mich ist kein Zweifel, daß er der Sohn meiner Prinzeß und Deines Vaters ist. Ueberdem erinnerte er sich sogar aus frühester Kinderzeit einer alten Wärterin, an seiner Beschreibung des Kopfputzes erkannte ich sofort eine Frau aus Lothringen, welche Dein Vater mitgebracht, wie käme sonst eine Lothringerin nach Brandenburg? Du kannst nun machen, was Du willst, mein Kind, ich habe Dir Alles gesagt und wasche meine Hände in Unschuld!"

Die Tante schwieg, die Nichte aber fragte leise, das schöne Haupt schüttelnd: „Wollen Sie mir einige Fragen gestatten, meine Tante?

„Frage!“ sagte die seltsame Frau kühl, und lehnte sich zurück, indem sie ihre Arme auf der Brust kreuzte.

„Warum haben Sie dem Herrn von Margendorff nicht das Geheimniß seiner Geburt enthüllt, und ihm das Vermächtniß seiner angeblichen Mutter nicht übergeben?“

„Zu dem Ersten fühlte ich keinen Beruf,“ erwiderte das Kindergesicht kalt, „für die Uebergabe des Vermächtnisses hat meine Prinzeß keine Zeit bestimmt, ich habe es an ihn oder seine Erben adressirt, er wird es sicher nach meinem Tode erhalten!“

„Und warum sprachen Sie nicht mit dem Vater, ich meine mit dem Major von Margendorff, welcher doch von der ganzen traurigen Angelegenheit aufs Genaueste unterrichtet sein muß!“

„Ich fühlte keinen Beruf in mir, die vergessene Geschichte wieder ins Leben zu rufen, ich kenne die Verhältnisse jenes Mannes nicht genau, und meine eigenen sind sehr difficil, Du weißt das nicht, mein Kind!“

„Nun denn, so will ich Ihnen meine Meinung sagen," rief die Marquise lebhaft, „zwar vermag ich nicht jenes Gewebe von traurigen Intriguen und bösen Geheimnissen zu durchschauen, ich weiß nicht, wie sich dieser arge Wirrwar lösen wird, aber ich bleibe fest und bestimmt dabei, daß der Herr von Margendorff nicht unser Bruder ist; mag noch so viel dafür sprechen, Eins spricht dagegen, und dieses Eine ist nicht zu besiegen. Hören Sie, meine Tante, Sie sagen selbst, daß der Major von Margendorff von der ganzen Angelegenheit aufs Genaueste unterrichtet war, oder es geht doch aus ihrer Erzählung unwiderleglich hervor, daß er alle Umstände kennen mußte; nun, dieser Ehrenmann würde sicherlich nicht seine Zustimmung zur Verlobung des jungen Mannes mit der Gräfin Rose von Rothenburg gegeben haben, wenn sie Geschwister wären. Der Major von Margendorff muß wissen, daß Hans Carus sein und seiner Gemahlin Sohn, und nicht der des Grafen Rothenburg und der Prinzeß Cäcilie ist, das steht fest!"

„In der That, Du hast einen scharfen Blick, liebes Kind!" entgegnete die Tante kühl, „das war

mir entgangen, ich habe den Major von Margendorff stets einen Ehrenmann nennen hören, wirklich, es ist schlagend! Nun, aber es ist ja bald nachzukommen, laß doch Deinen Gemahl sogleich an den Major schreiben und ihn um Auskunft über den Knaben bitten, der im Januar 1764 in seinem Hause von einer Dame, die Prinzeß braucht ja nicht genannt zu werden, also von einer Dame geboren worden, welche ihm Graf Reginald Rothenburg anvertraut. Du kannst ja hinzufügen, daß es sich um ein Vermächtniß handle, welches jenem Kinde ausgehändigt werden solle. Fürwahr, ich bin neugierig auf die Antwort des alten Herrn!"

Idalie konnte nicht erkennen, ob ihre Tante diesen Einwand wirklich so ganz gleichgültig aufnahm, oder ob sie sich nur so stellte, um sich auch daraus einen geheimnißvollen Nimbus zu machen, die Marquise wußte auch hier wieder nicht, was Wahrheit und was Maske; so gewöhnt sie nun auch schon daran war, so fühlte sie sich wie immer unangenehm davon berührt. Auch bei der Erzählung der Tante hatte sie stets die Ueberzeugung gehabt, daß zwar Alles, was das Kindergesicht sagte, richtig, daß aber die ganze

Geschichte unwahr wurde durch das, was die Erzählerin verschwieg. Es war nicht die volle Wahrheit, die sie vernahm, und darum war's die Unwahrheit; indessen die Marquise hatte die Ahnung, daß die volle Wahrheit in einer schweren Selbstanklage bestand, eine solche aber konnte sie von der seltsamen Frau da am allerwenigsten verlangen.

Idalie verabredete nun mit ihrer Tante, daß der Marquis an den Major schreiben solle, und versprach ihr, dessen Antwort sofort zu bringen; dann nahm sie kühlen Abschied und schritt durch die prächtig decorirten Gemächer hinaus. Es hatte sich in denselben gar nichts geändert seit wir sie den weißen Reiter vor etlichen Jahren durchschreiten sahen.

In der Rotunde stand die italienische Sängerin und grüßte demüthig, es entging aber der Marquise nicht, daß die brennenden Augen derselben feindselig auf sie gerichtet waren.

Diese Person war auch eins von den zahlreichen Räthseln, mit denen sich das Kindergesicht seine Einsamkeit bevölkert hatte.

In einem Vorzimmer jenseits der Rotunde fand die Marquise ihren Diener, der ihr den Mantel um-

gab, und ihr dann mit einer Laterne leuchtend vorausging, wie das damals in Berlin Sitte war. Sie verließen den Garten übrigens nicht durch das kleine Haus durch welches Hans Carus seiner Zeit Eingang gefunden, sondern durch eine Thür auf der andern Seite, und kamen auf zwei völlig einsamen Wegen endlich in die Lindenstraße.

Zweites Kapitel.

Ein Pariser Brief.

„Der Name der Freiheit gemißbraucht?
Elende Floskel im Munde derer,
Die nur zu feige zum Mord sind!"

(Dasize.)

Ein kleines und sehr bescheidenes Haus in der Junkerstraße zu Berlin war es, welches Remy Sanglier Marquis von Gap erworben, in dessen engen Zimmern die edle Idalie ihre Häuslichkeit eingerichtet hatte. Obgleich der Marquis sowohl wie die Marquise ihre französischen Güter verloren hatten, so konnten sie doch immer noch für wohlhabend gelten; er hatte einige Capitalien gerettet und ihr waren die beiden Güter in Sachsen geblieben, welche sie von ihrem ersten Gemahl geerbt; sie hatten noch reichliche Mittel, einen großen Haushalt zu führen, aber sie

wünschten Beide ein zurückgezogenes Leben in friedlicher Stille.

Man wird nirgendwo so leicht und so schnell vergessen, wie in der großen Gesellschaft; die große Gesellschaft hat kein Gedächtniß, wer sich nicht mehr in ihr bewegt, wer sich ihr nicht immer und immer wieder zeigt, der ist für sie nicht da, oder gar nicht dagewesen.

Man erinnerte sich in Berlin kaum noch an die Baronin von Taubenheim und Niemand kannte die Marquise von Sanglier, welche ja kein Haus machte. Es waren darum nur Wenige, näher Befreundete, welche den Weg zu dem kleinen Hause in der entlegenen Junkerstraße fanden.

Unter diesen Wenigen befand sich ein junger Mann, den wir, nachdem, was wir bisher von ihm erfahren haben, mit einiger Befremdung in der Umgebung der Marquise sehen.

Der Lieutenant Carl Josias von Templin hat wegen einer Blessur am rechten Knie den Abschied nehmen müssen; nach einer langwierigen Kur, welche durch die wilde, ungestüme Art des Patienten mehrfach unterbrochen wurde, ist endlich die Wunde geheilt, aber das Knie ist steif und

der Junker darf nicht hoffen, sich jemals wieder auf's Roß zu schwingen, oder sich den Freuden der leidenschaftlich geliebten Jagd hingeben zu können.

Die Marquise hat mit ihrem Gemahl den wilden Junker besucht, als derselbe noch an das Schmerzenslager gefesselt war, um mit ihm in Margendorff's Namen eine Familien-Angelegenheit zu besprechen; die beiden Gatten sind etliche Male bei ihm gewesen, um ihn zu trösten in seiner Verzweiflung und Idalie's Wesen hat einen so tiefen Eindruck auf den rohen Gesellen gemacht, daß ihn sein erster Gang an der Krücke nach der Junkerstraße führte, daß sein erster Besuch ihr galt. Seitdem kam der Junker noch oft, endlich kam er alle Tage und Idalie ist gewohnt, ihn täglich bei sich zu sehen. Templin macht keine Ansprüche, findet er Idalie nicht zu Hause, so setzt er sich in das Zimmer des Marquis und raucht Tabak bis sie kommt; sie findet ihn auch öfter an der Wiege ihres kranken Knaben, der den lahmen Lieutenant schon recht gut kennt. Die schöne Frau übt einen eigenthümlichen Einfluß auf den rohen Gesellen; freilich kann man nicht sagen, daß sie die wilde, störrische Natur in ihm geändert, daß die oft bis zur

höchsten Ungebühr steigende Rohheit in ihrer Gesellschaft von ihm gewichen, nein, solcher Erfolge kann sich Idalie bis jetzt noch nicht rühmen, aber es ist dazu doch ein Anfang gemacht, denn der Junker schämt sich ihr gegenüber seiner Rohheit und seiner Unwissenheit; er giebt sich, in ihrer Gegenwart wenigstens, ganz verzweifelte Mühe, seine wüsten Angewöhnungen zu unterdrücken, er schluckt seine Flüche hinunter und ist auf's Aeußerste unzufrieden mit sich selbst, wenn er einen seiner barbarischen Ausbrüche nicht hat unterdrücken können und Idalie ihn mit einem langen, mitleidigen Blick ansieht.

Idalie fühlt wirklich herzliche Theilnahme für die gewaltthätige, furchtbar rohe, durch die Verwundung verbitterte, aber im Grunde nicht unedle Natur des jungen Mannes und eben diese menschliche Theilnahme ist es, welche ihr einen so großen Einfluß auf ihn verleiht. Templin fühlt diese Theilnahme der schönen Frau, wie der Keim in der Erde den belebenden Strahl der Sonne fühlt, für sie ist er ganz Dankbarkeit. Idalie weiß, daß sie, so zu sagen, an der Erziehung des Junkers arbeitet, er ahnt es vielleicht kaum, klar ist er sich wenigstens darüber nicht,

aber ihn zieht sein Gefühl zu ihr, er fühlt sich besser, edler in ihrer Nähe. Die Gefühle der Menschen auch die besseren, sind fast alle gemischter Art, wahrscheinlich würde eine alte häßliche Person mit gleicher, oder noch größerer Theilnahme dennoch keinen Einfluß auf den wilden Gesellen gewonnen haben, es mußte eine kluge und auch schöne Frau sein, es mußte ein Hauch ritterlicher Frauenverehrung über dieses verwilderte Gemüth wehen, um es fruchtbar zu machen für die Saat des Bessern.

Das Wohnzimmer der Marquise ist behaglich erwärmt und nur matt beleuchtet, Alles darin ist sehr sauber, aber höchst einfach; die Meubles in jenem Geschmack, der bei uns den letzten matten Ausläufer des Rococco bildet und recht füglich „Prince Henri“ genannt werden könnte, denn Prinz Heinrich, der Bruder des großen Friedrich, ist, wenn nicht sein Schöpfer, so doch sein Protektor gewesen bis zuletzt. Das „Prince Henri“ ist nüchtern durch und durch, die flach geschweifte Linie ist an die Stelle der eigentlichen Schnörkel getreten, die grade Linie wird schon wieder sichtbar, man sieht dem „Prince Henri“ an, daß nur noch ein Schritt ist von ihm zu jener harten und

steifen Kunstlosigkeit, welche in der nächsten Periode, zu Anfang unseres Jahrhunderts, herrscht, und von ihren Verehrern für edle Einfachheit ausgegeben wird.

Die Marquise sitzt an dem kleinen Schreibtisch mit hohen, dünnen und nur noch ein wenig geschweiften Füßen, die glatte, schräge Deckplatte des Aufsatzes ist niedergeschlagen und trägt die Schreibmappe der Dame; auf dem schmalen Oberrande, genau in gleicher Höhe mit dem Kopf der Schreibenden, steht eine Vase mit gemachten französischen Blumen unter einem Bilde, welches über dem Schreibtisch in einem braunen Ovalrahmen mit einer großen blauen Bandschleife an der Wand befestigt ist.

Dieses Bild, in fast übersauberer geleckter Manier, ausgeführt, ist das Brustbild eines Mannes von hervorstechender Schönheit, des Grafen Reginald Rothenburg.

Idalie schreibt eifrig, hält aber von Zeit zu Zeit inne, neigt den edlen Kopf lauschend zur Seite und blickt durch die geöffnete Thür in ein ganz schwach beleuchtetes Nebenzimmer; durch die Thür sieht man nur ein Bett mit weißen glatten Vorhängen und eine davorstehende Wiege.

Die Mutter behütet den Schlaf ihres Kindes.

Langsam und mit ernstsinnendem Ausdruck faltet die Dame ihren Brief und schneidet ein Blatt zum Couvert zurecht, denn die Bequemlichkeit der fertigen Briefcouverts unserer Tage, kannte jene Zeit noch nicht, obgleich sie eine wahrhaft „briefselige" genannt werden muß; sie siegelt mit einem Ringe und hat eben die Aufschrift vollendet, als der Marquis eintritt und die leise geöffnete Thür ebenso leise hinter sich schließt.

Der Marquis sieht nicht gut aus in der einfachen bürgerlichen Tracht, die damals unter dem Einfluß englischer Mode in Norddeutschland allmälig zur Herrschaft kam, der weite, dunkle Ueberrock bedeckte ihn mehr, als er ihn kleidete; die farbenreiche, individualisirte, aber kostspielige Tracht, die bis dahin jedem Einzelnen gestattet hatte, seinen besondern Geschmack in der Kleidung kund zu geben, wich immer mehr der charakterlosen, allerdings aber billigen Kleider-Monotonie, welche uns noch heute fast absolut beherrscht.

Die riesige Gestalt des Marquis, welche in der knappen Kriegs- und Jägertracht, in welcher wir ihn bisher gesehen, imponirend war, erschien in dem brau-

nen Ueberrock nur schwerfällig, plump und nicht ohne einen Anstrich von Lächerlichkeit.

Idalie nickte dem Eingetretenen anmuthig zu, legte einen Finger auf ihre Lippe und deutete mit der andern Hand auf die offene Thür zum Nebenzimmer.

Ein freundliches Lächeln flog über das große Angesicht des Marquis und es war fast rührend, mit welcher Sorgfalt der riesige Mann näher schlich, um das Geräusch seines schweren Schrittes zu dämpfen und sein krankes Kind nicht zu stören.

Er nahm Platz auf seinem Sessel neben dem Schreibtisch; dieser Sessel war von besonderer Größe und Stärke, da ein gewöhnlicher Stuhl ihn nicht getragen haben würde, er faßte die Hand seiner Gemahlin und küßte deren Fingerspitzen mit sichtlicher Zärtlichkeit.

„Wie befindet sich meine Herrin?“ flüsterte der ritterliche Mann seiner Dame zu.

Anstatt der Antwort strich ihm Idalie mit ihren zarten Fingern über seine breite Wange.

„Und der Herr Baron von Tercoeur schläft noch immer?“ fragte der Marquis weiter.

Im Hause der Sanglier von Gap führte der

älteste Sohn seit grauen Zeiten den Titel eines Barons von Tercoeur.

„Der Herr Baron," entgegnete Idalie scherzend, aber auch flüsternd, „ist zweimal erwacht, hat getrunken und ist wieder eingeschlafen, Alles in bester Ordnung!"

„Ich wundere mich, den Herrn von Templin nicht hier zu finden," fuhr der Marquis fort, „ich traf ihn vor reichlich einer Stunde auf dem Gensd'armen-Markt, er sagte mir, daß er auf dem Wege hierher sei!"

„Sitzt er vielleicht in Deinem Zimmer, Remy?" erwiederte die Marquise, „vielleicht raucht er dort Tabak, ich wundere mich auch, daß er nicht hier ist!"

„Er ist nicht unten!" sagte der Marquis, „er wird gewiß noch kommen, sprach etwas von wichtigen Dingen; aber hier sind die Steine wieder, meine liebe Freundin, welche der Juwelier taxirt hat."

„Sie sind falsch?" fragte Idalie lebhaft, als ihr Gemahl die uns wohlbekannte Elfenbeindose auf die Platte des Schreibtisches setzte.

„Fast die Hälfte ist falsch," entgegnete der

Marquis ruhig, während seine Gemahlin das Kästchen öffnete, „die besonders eingewickelten sind gut und haben einen ansehnlichen Werth, der Juwelier erbot sich, dieselben für 700 Rthlr. zu behalten!“

„Das wird immer räthselhafter!“ sprach Idalie sinnend.

„Nach Allem, was Du mir erzählt hast,“ bemerkte der Marquis freundlich, „ist wenigstens das klar, daß diese Deine wunderliche Verwandte nichts von Edelsteinen versteht und daß sie alle ihre Steine für ächt hält.“

„Gewiß, gewiß,“ gab die Marquise zu, „sie hält alle ihre Steine für ächt, sonst hätte sie mich nicht selbst aussuchen lassen, sonst hätte sie nicht so achtlos hineingegriffen und mir gegeben, was ihre Finger erfaßten!“

„Aber wenn auch die Hälfte von all jenen Steinen in dem Körbchen, welches Du mir beschrieben, meine Königin, nicht ächt, so muß doch die andere Hälfte immer noch einen großen Werth haben, es ist das doch sehr merkwürdig!“

„Und wer kann einen solchen Haufen von ächten Steinen mit unächten gemischt haben? zu welchem

Zweck? Weißt Du, theurer Freund, daß ich von Tage zu Tage bedenklicher werde!"

„Du siehst mich so fragend an, Idalie?" sagte der Marquis mit einem Blick voll Zärtlichkeit und Bewunderung, „als wolltest Du von mir eine Lösung jenes Lebensräthsels fordern, aber wie kann ich, ein armer Kriegs- und Jägersmann, ergründen, was selbst meine kluge Königin nicht zu erklären vermag?"

„O, Du kannst es wohl, Remy," versetzte Idalie einfach, aber voll Ueberzeugung, „denn Du bist viel klüger als ich, weil Du viel besser bist!"

Der Marquis legte seiner Gemahlin die breite, mächtige Hand auf den Mund und wurde dunkelroth, halb vor Beschämung, halb vor Freude, als ihm Idalie die Finger küßte, er zog die Hand auch so hastig zurück, als habe er sich dieselbe verbrannt.

Die Marquise lächelte ihn glückselig an und strich die Steine ganz gleichgültig zusammen; sie fühlte sich in diesem Augenblick so glücklich, daß die Juwelen wirklich nicht den geringsten Werth für sie hatten, warf sie in die Dose und fragte freundlich: „hast Du keinen Brief aus Frankreich?"

Der Riese fuhr zusammen, der Schimmer der

Freude verschwand aus seinem großen Angesichte, eine düstere Trauer überzog dasselbe wie mit einem Schleier und mit gepreßter Stimme antwortete er: „Ich habe einen recht traurigen Bericht von Köhler erhalten!“

Köhler war ein Preuße, welcher vor Jahren eines Ehrenhandels wegen die Preußischen Dienste verlassen hatte, nach Frankreich gegangen war und mit einer Französin verheirathet in Paris lebte. Obgleich ein strenger Royalist war Köhler bis jetzt unangefochten in Paris geblieben, die Familie seiner Frau hatte weitreichende Verbindungen und konnte ihn um so leichter schützen, als er sich von jeder Betheiligung an den politischen Ereignissen fern hielt, scheinbar ganz theilnahmlos blieb und für einen unschädlichen Sonderling galt. Ein Sonderling war er nun freilich auch, dabei aber ein scharfer Beobachter und mit großer Treue an seinem Preußischen Vaterlande hängend. Der Marquis Sanglier hatte ihn vor Jahren schon kennen gelernt, herzliche Freundschaft mit ihm geschlossen und verdankte ihm manchen wichtigen und treugemeinten Wink. Gewiß hätte Köhler eine große politische Bedeutung gewinnen können, denn er war

stets und überall bereit, seinem angestammten Könige von Preußen zu dienen, aber er hatte Gegner in der Umgebung des Königs, man mißachtete seine Winke und kam ihm oft mit einem ganz ungerechtfertigten Mißtrauen entgegen. Verdrießlich hatte er sich abgewendet, mit dem Marquis Sanglier aber setzte er seine Correspondenz fort und gab demselben, sobald er einen zuverlässigen Boten fand, die genauesten und zuverlässigsten Nachrichten über die Vorgänge in Paris, wenn auch stets in einer etwas pedantischen und trockenen Form. Der Marquis aber wußte diese Nachrichten durch den General von Bischoffswerder an den König zu bringen und es war für Köhler eine stille aber große Genugthuung, daß er auf diese Weise wenigstens seinem Vaterlande dienen konnte.

Voll Erwartung sah Idalie ihren Gemahl an.

„Es ist der Bericht über die Hinrichtung der armen Mädchen von Verdun!" sagte dieser.

„Und es ist wirklich Keine von meinen „Wilhelminen" dabei?" fragte die Marquise rasch.

„Du wirst Dich selbst davon überzeugen, meine geliebte Freundin, soll ich den Bericht lesen?"

„Ich bitte darum!" gab Idalie zur Antwort und

lehnte sich, die Hände im Schooß faltend, in ihrem Sessel zurück.

Der Marquis nahm ein Paquet beschriebener und numerirter Blätter aus der Brusttasche, suchte einige Augenblicke und begann dann mit leiser Stimme zu lesen: „Ich komme nun zu der zweiten Angelegenheit, welche zu erforschen mir der Herr Marquis aufgegeben; in nachstehendem Bericht ist Alles zusammengestellt, was ich von den unglücklichen Mädchen von Verdun selbst gesehen, gehört und in Erfahrung gebracht habe. Meine Aufgabe war nicht leicht, denn nach meiner Meinung ist selbst in dieser barbarischen Zeit keine zweite Handlung von so schnöder Barbarei wie diese zu finden. Der Mord an diesen unglücklichen Jungfrauen wird ein ewiger Schandflecken in der Geschichte Frankreichs bleiben, verschuldet hat ihn hauptsächlich der Volksrepräsentant Cavaignac durch seinen abscheulichen Bericht und sein würdiger Genosse, der königsmörderische Witzling und Dichterling Pons von Verdun, der sich durch die Anstiftung dieser Greuelthat an seiner Vaterstadt dafür rächen wollte, daß dieselbe seine Gedichte schlecht gefunden hatte. Die tiefverletzte Eitelkeit dieses mittelmäßigen Dichters

und mittelmäßig sind sie Alle, die jetzt Frankreich terrorisiren, verlangte in widerlicher Nachäfferei der alten Griechen, daß die Schmach der Uebergabe von Verdun durch das Blut von reinen Jungfrauen gesühnt werde. Er erzählte, daß Verdun stets durch seine Jungfrauen-Opfer berühmt gewesen sei, er citirte den großen Gregor von Tours, nach dessen Bericht Deuteria ihre jungfräuliche Tochter in einem mit zwei wilden Ochsen bespannten Karren festbinden und sie so in die Maas stürzen ließ, um ihre Keuschheit vor der Begehrlichkeit Theodeberts zu schützen.

Doch genug von diesem Elenden, ich beginne meinen Bericht.

Kaum war Verdun wieder in die Hände der französischen Truppen gefallen, so stürzten sich jene wilden Banden auf die unglückliche Stadt, welche jetzt der Armee folgen, um wie die Hyänen sich auf die Leichen werfen, sich an dem Elend zu letzen und im Entsetzen zu schwelgen. Auf Befehl der Volksrepräsentanten trat sogleich eine Commission zusammen, um die Feinde der Republik und der Revolution aufzusuchen, so lautet der Auftrag wörtlich. Alles was des Royalismus verdächtig war, wurde eingesperrt

und durch öffentlichen Anschlag, so wie durch den Ausrufer wurden die guten Bürger aufgefordert, alle Urheber, Begünstiger und Mitschuldigen der gegen den Staat verübten Verbrechen anzuzeigen.

Damit waren allen schlechten Leidenschaften Thor und Thür geöffnet und die Verhaftungen erfolgten in Menge. Der Präsident dieser saubern Commission war ein weggelaufener Mönch Namens Sommelier, ein Elender, der an Erbärmlichkeit nur durch seinen Secretair Madie übertroffen wurde, unter den Beisitzern werden noch zwei Professoren der Mathematik namhaft gemacht, die Andern scheinen Leute ohne jede Bedeutung gewesen zu sein.

Vor dieser Commission nun erschienen eine Menge Leute als Zeugen, Jacobiner natürlich, denn der Präsident beschwor sie im Namen der Republik, als deren eifrige Anhänger sie bekannt, die Wahrheit zu sagen. Das Verhör der Zeugen sowohl, als das der festgenommenen Opfer, bezog sich auf drei Punkte. Erstlich auf die an den König von Preußen gehaltene Anrede beim Einzuge in Verdun, welche am 5. October im Moniteur gestanden; zweitens auf den Ball, welcher den Preußischen Officieren gegeben worden;

drittens auf die Deputation der jungen Mädchen, welche dem Könige Blumen und Dragees überreicht.

Höchst eigenthümlich scheint es allerdings, aber es ist sehr erklärlich, da die Zeugen lauter Jacobiner waren, daß Keiner von diesen Leuten anzugeben wußte, wer die Bewillkommnung des Königs verfaßt, wann und wo der Ball stattgefunden, endlich, wer die weißgekleideten Mädchen gewesen, welche den König empfangen haben sollten. Freilich wurden allerlei Namen genannt, aber kein Zeuge konnte Bestimmtes angeben. Es scheint, daß die meisten Namen Töchtern von Emigranten-Familien angehörten, welche die Stadt wieder verlassen hatten. Auf diese legte die Commission nicht das geringste Gewicht, sie wollte Opfer, sie wollte lebendige Jungfrauen, über welche sie Gewalt hatte, mit den Entflohenen konnte sie ihr gräuliches Possenspiel, Text von Pons, nicht aufführen. Ich kann deshalb die Namen der Entflohenen nicht angeben, weiß auch nicht, ob der Name der Baronin von Taubenheim genannt wurde, denn die Commission hat es nicht für nöthig gehalten, dieselben aufzuzeichnen.

Es ergab sich, daß unter den Verhafteten sich

allerdings Mädchen befanden, welche zu verschiedenen Zeiten aus Neugierde das Preußische Lager besucht hatten, daß aber von einer Deputation dabei gar nicht die Rede sein konnte. Den König von Preußen gesehen hatten mehrere, nur Eine aber hatte den König gesprochen, Madame Bonviller-Catoire. Der König hatte die hübsche Frau gefragt, ob ein Theater in Verdun sei, sie hatte verneinend geantwortet. Darauf hatte sich die Conversation beschränkt. Eine andere Dame, Mongaut de la Lance mit Namen, gab zu, daß sie die Absicht gehabt habe, dem Könige von Preußen ein Körbchen jener Dragees zu überreichen, durch welche Verdun berühmt ist, aber sie hatte es nicht gethan. Endlich gestanden die Fräulein Wattrin, zwei junge Mädchen, ein, daß sie einem alten Freunde ihres Vaters, dem Präsidenten Herrn von Rodes, viertausend Francs geliehen, da derselbe ganz entblößt von allen Mitteln aus der Emigration nach Verdun zurückgekehrt sei.

Das war das ganze Ergebniß der Untersuchung. Es wurde an den Sicherheits-Ausschuß hierher gesendet und am 7. Januar 1793 erstattete Cavaignac einen langen Bericht, in welchem zunächst anerkannt

wurde, daß Verdun nicht in einem vertheidigungsfähigen Zustande gewesen, daß also die Einwohner durch die Uebergabe kein Verbrechen gegen das Vaterland begangen, endlich aber kam er doch zu den eigenthümlichen Anträgen, daß der Commandant de Reyon, die Officiere, die Municipal-Gensd'armen, die ihren Dienst während der Occupation fortgesetzt hätten, der Bischof Desnos und mehrere Priester in den Anklagestand versetzt werden müßten; die Individuen aber, welche auf die Uebergabe gedrungen, so wie die Frauen, welche den König von Preußen begrüßt und ihm Geschenke angeboten, sollten vor den Criminalgerichtshof des Maas-Departements gestellt werden.

Die auf diese Letztern sich beziehende Stelle aus Cavaignacs Bericht schreibe ich Ihnen wörtlich hierher, damit Sie wissen, welche Sprache ein moderner Volks-Repräsentant Frankreichs führt:

„Bis jetzt haben die Weiber im Allgemeinen nur Beleidigung gegen die Freiheit geathmet. Die Einnahme von Longwy wurde durch einen scandalösen Ball gefeiert. Die Flammen, welche Lille ergriffen, beleuchteten Spiel und Tanz. Es waren die Weiber, welche die Emigration hervorriefen, sie sind es, welche

im Verein mit den Priestern den Geist des Fanatismus in der ganzen Republik schüren und die Contre-Revolution verlangen. Und doch, Bürger, haben Natur und Gewohnheit den Müttern die Sorge für die Kindheit der Bürger anvertraut, jenes Alter, in welchem ihr Herz sich bilden soll für alle bürgerlichen Tugenden! Wenn ihr die „Unbürgerlichkeit" der Mütter ungestraft lasset, so werden sie ihren Kindern Haß gegen die Freiheit und Liebe zur Sclaverei einflößen und durch ihr Beispiel predigen. Das Gesetz muß darum aufhören, sie zu schonen, Beispiele der Strenge müssen statuirt werden, sie müssen erfahren, daß das Auge der Obrigkeit wacht und daß das Schwert des Gesetzes sich erhebt, um sie zu strafen, wenn sie schuldig sind."

So sprach der Volks-Repräsentant Cavaignac und der Convent nahm seine Anträge an. In Folge derselben wurden Alle, welche auf Befehl der Sommelier'schen Commission in Verdun verhaftet worden waren und bis dahin im Kloster Saint-Maur daselbst gesessen hatten, Männer, Frauen, Mädchen, nach Saint-Mihiel gebracht und dort im Kloster der Annunciaden eingekerkert. Erst Ende des Jahres 1793 verlangte

der öffentliche Ankläger die Acten, über Jahr und Tag waren die Unglücklichen schon im Kerker. Secretair Madie, ein lustiger Schuft, schickte die Acten mit einem Brief ein, in welchem er über die unglücklichen Frauen und Mädchen in cynischer Weise scherzt. Es heißt darin wörtlich: „Was unsere schönen „Wilhelminen" betrifft, welche dem Preußischen Tyrannen ihre Aufwartung mit aufgehobenen Röcken machten, und ihm Zuckerküchelchen brachten, wahrscheinlich, um ihn aus Milde gegen die Folgen der Dyssenterie zu schützen, so hatte ich mich versichert, daß die Notabelsten dieser ehrwürdigen Matronen unbarmherzig eingekerkert und nach Saint Mihiel abgeführt worden sind. Darunter befinden sich die Weiber und Mädchen La Lance, genannt Larue-Mongaut, die Frau Tabouillot, die Frau Masson, vier alte Scheusals, die, da sie nicht mehr mit ihrer Person bezahlen konnten, ihre Börsen öffneten. Sie haben die Bonbons bezahlt. Die drei Mädchen Henry und das Mädchen Tabouillot waren bei dem Fest und bilden mit den Andern die artige Gesellschaft, welche eine alte Karre mit zwei elenden Gäulen bespannt, Eigenthum der Frau La Lance, in das Preußische Lager schleppte.

Ich muß Dich benachrichtigen, daß Du in den Acten das Bekenntniß findest, welches zwei junge ehemalige Fräuleins, Anna Wattrin und Louise Henriette Wattrin abgelegt haben. Sie haben ihre kleine Börse einem alten Gerichts-Kerl von der Emigrantenbande geöffnet, dafür schmachten diese gefälligen Seelen jetzt in der Straffection des Hauses in Saint Mihiel."

Das ist die Sprache, in welcher die Gerichtsbeamten der einen, untheilbaren Republik jetzt mit einander verkehren. Der Fortschritt, den das französische Volk seit dem Königs-Mord gemacht, ist nicht in Abrede zu stellen.

Darauf folgte Anfang dieses Jahres vom Justiz-Minister der Befehl, eine „Hülfs-Untersuchung" in Verdun anzustellen, deren Ergebniß aber ein sehr dürftiges war und endlich wurden die fünfunddreißig Angeklagten im März hierher nach Paris gebracht, um vor dem Revolutionstribunal zu erscheinen. Die jammervolle Reise dauerte 14 Tage; unterwegs in Saint Menehould machten die Officiere eines Cavallerie-Regimentes den Versuch, die Gefangenen zu befreien, es kam zu einem Scharmützel zwischen ihnen und den Gensd'armen, aber der Versuch mißglückte.

Hier wurden die Gefangenen in die Conciergerie gebracht. Ich habe von Augenzeugen vernommen, daß die Erscheinung der sieben jungen Mädchen namentlich, welche sich unter den Gefangenen befanden, einen tiefen Eindruck auf die vielen Unglücksgenossen in dem finstern Flur der Conciergerie machte. Dem Gebrauch gemäß erschienen die Angeklagten zuerst vor einem Richter des Tribunals. Eine leere Förmlichkeit; ich gebe Ihnen hier das Verhör des Fräuleins Barbara Henry, sie war fünfzehn Jahr alt, als sie das Verbrechen begangen haben sollte, wegen dessen sie jetzt vor dem Blutgericht erschien. Alle andern Verhöre waren ebenso schändlich und die Fragen lauten sonst wörtlich ebenso.

„Habt Ihr nicht," fragte der Richter, „durch Eure Intriguen die Militair-Behörde gezwungen, eine Festung den Feinden Frankreichs zu übergeben?"

Es ist doch eine zu schändliche Dummheit, ein fünfzehnjähriges Mädchen zu fragen, ob es Militair-Behörden gezwungen hat, eine Festung zu übergeben!

„Nein!" antwortete Barbara Henry einfach.

„Seid Ihr," fragte der Richter weiter, „nach Einnahme der Stadt in's Preußische Lager gegangen,

um die Feinde wegen ihres Sieges zu beglückwünschen und ihnen Bonbons zu geben?"

„Ich ging aus Neugierde in's Lager," lautete die Antwort, „ich weiß nichts von Bonbons, ich hatte keine!"

„Habt Ihr einen Rechts-Beistand gewählt?"

„Nein!"

Damit war das Verhör zu Ende, der Untersuchungs-Richter bestimmte Chauveau-Lagarde, einen der Vertheidiger der Königin, zum Rechts-Beistand der Fräuleins.

Am fünften Floreal des Jahres Zwei (26. April 1794) dieser herrlichen Republik erschienen die fünfunddreißig Opfer von Verdun vor dem Revolutions-Tribunale. Man hatte dieselben in sechs Abtheilungen gebracht; in der ersten befanden sich die sieben jungen Damen, welche dem Präsidenten Dumas ihre Namen und ihr Alter (nicht zur Zeit des Verbrechens, welches sie verübt haben sollten, sondern zur Zeit ihrer Erscheinung vor Gericht) angaben wie folgt: Susanne Henry, 26 Jahr; Gabriele Henry, 25 Jahr; Barbara Henry, 17 Jahr; Anna Wattrin, 25 Jahr; Louise Henriette Wattrin, 23 Jahr; Helene Wattrin,

22 Jahr; Claire Tabouillot, 17 Jahr. Die drei Schwestern Henry, sowohl als die drei Schwestern Wattrin waren Waisen, sie hatten weder Vater noch Mutter. Auch die siebente, Claire Tabouillot war vaterlos, ihre Mutter aber saß neben ihr auf der Anklagebank. Der Vater der Schwestern Henry hatte das Amt eines Gerichts-Präsidenten in Verdun mit Ehren bekleidet; Fräulein Tabouillot war die Tochter des ehemaligen Königlichen Procurators ebendaselbst; die Schwestern Wattrin waren die Töchter eines Artillerie-Capitains.

In der zweiten Abtheilung befanden sich sieben ältere Frauen: Barbara de la Lance, Dame von Mongaut, geborene Henry, Tante der drei Schwestern, 70 Jahr; Frau Tabouillot, 46 Jahr; Franziska Herbillon, Wittwe des Königlichen Procurators Masson, 54 Jahr; Elisabeth Dauphin, Wittwe, deren Gemahl Capitain bei den Grenadieren von Frankreich gewesen; Angelique von Lagipousière, Wittwe eines Königl. Prevot, 48 Jahr; Therese Person-Bestel, 41 Jahr, eine Schneider-Wittwe, Marguerite Croutte, 48 Jahr, Fabrikarbeiterin.

Sie sehen diese Frauenzimmer, deren sich die

eine und untheilbare Republik so großmüthig annahm, lauter Waisen und Wittwen!

In der dritten Abtheilung befanden sich Oberst-lieutenant de Reyon, Obrist Grimard, Advocat Lamelle und der siebzigjährige Friedensrichter Barthe; die vierte begriff fünf Priester von Verdun, welche ihr geistliches Amt geübt, ohne den Eid der Nation geleistet zu haben; die fünfte einen Capitain und fünf Gend'armen, welche als Diener der Stadt auf ihren Posten geblieben und ihren Dienst geübt hatten auch nach der Eroberung Verduns. In der sechsten Abtheilung waren die sechs Unglücklichen, welche, durch „atroupement“ vor dem Stadthause, die Uebergabe an die Preußen erzwungen haben sollten.

Sonst ist das Publikum des Revolutions-Tribunals sehr gleichgültig, es ist abgestumpft durch die blutigen Scenen, die es tagtäglich sieht; Greise, Frauen, Prinzessinnen, Königinnen hatten nach einander vor diesen Schranken gestanden, um von diesem Dumas und Fouquier-Tinville verhöhnt, beschimpft und auf das Schaffot geschickt zu werden. Aber ein Schwarm reizender, junger Mädchen, welche ihre Mütter und Verwandten mit ihren Armen umschlan-

gen, um beim Sterben nicht von ihnen getrennt zu werden, die ganz naiv Alles auf sich nahmen, um nur ihre Schwestern und Gefährtinnen zu entschuldigen, das war doch etwas Neues, das ergriff doch selbst dieses Publikum!

Nur der Procurator der Guillotine wurde nicht gerührt, weder durch die Jugend und die Schönheit, noch durch die Großmuth und die Hingebung der Opfer. Fouquier-Tinville schrie als er von dem Leiterwagen sprach, auf welchem die Mädchen in das Preußische Lager gefahren sein sollten: „diese schändlichen Weibsbilder taxirten sich selbst ganz richtig, als sie auf den Mistwagen stiegen und ich sage, daß jener Wagen nie mit so viel Mist beladen war, als an dem Tage, an welchem er diese Weiber zu ihrem Besuche bei dem Tyrannen führte!"

Ist das nicht ein hübsches Pröbchen von der gerichtlichen Beredtsamkeit des neuen Frankreich? Uebrigens hatten die Herren Dumas und Fouquier-Tinville einen harten Stand gegen die Verschwörung der Großmuth dieser sieben Mädchen. Sie wollten der jungen Barbara Henry das Geständniß entreißen, daß sie zu jenem Besuch bei dem Tyrannen durch ihre Tante

und ihre Schwestern verführt worden sei, aber es war Alles vergeblich, Barbara umarmte immer aufs Neue ihre Schwestern aufs Zärtlichste. Der Dichter sagt, das herrlichste Schauspiel auf Erden sei der Kampf der Gerechtigkeit gegen die Ungerechtigkeit, aber tief erschütternd wird das Schauspiel, wenn die Gerechtigkeit in der Gestalt eines jungen Mädchens, eines Kindes gegen die Ungerechtigkeit ringt, umgeben von Schergen und Henkern, gemißhandelt von Obrigkeiten, welche nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen zu ihrem Schutze berufen.

Und diese ungerechten Richter hatten die Frechheit nachher in ihrem Bulletin drucken zu lassen:

„Unglücklicher Weise für den Triumph der Unschuld haben diese jungen Personen, sei es durch eine übel verstandene Hartnäckigkeit, sei es durch Anhänglichkeit an ihre Mütter und Mitangeschuldigten verleitet, die menschlichen Absichten des Gerichtshofes nicht unterstützt, der sich bemühete, sie dem Schwert des Gesetzes zu entziehen!"

Diese Phrase verdammt die Richter selbst.

Fouquier-Tinville legte den Geschworenen nur eine Frage vor, dieselbe lautete:

„Steht es fest, daß eine Thätigkeit stattgefunden hat, den Feinden den Platz Verdun zu überliefern, den Fortgang feindlicher Waffen auf französischem Boden zu befördern, die Freiheit und die National-versammlung zu zerstören und den Despotismus herzustellen?"

Darauf folgten die fünfunddreißig Namen der Angeklagten: „Ist Susanne Henry mitschuldig an diesem Verbrechen?" u. s. w. Nur bei dem Namen der Barbara Henry und der Claire von Tabouillot war der weitere Zusatz gemacht, „hat dieselbe mit Verständniß gehandelt?"

Die Geschworenen beantworteten diese Fragen alle bejahend und der Gerichtshof, an solches Rottenfeuer, so nennt man hier die Verurtheilungen in Masse, sprach dreiunddreißig Todes-Urtheile, nur Barbara Henry und Claire von Tabouillot blieben mit dem Tode verschont ihrer großen Jugend wegen, obgleich die Geschworenen erklärt hatten, daß auch diese Kinder mit vollkommenem Verständniß gehandelt hätten. Glauben Sie übrigens nicht, daß der Gerichtshof so sprach aus einem großmüthigen Gefühl für die zarte Jugend dieser beiden Mädchen, durchaus

nicht, denn er verurtheilte sie zu einer Strafe, welche für die beiden armen Kinder bitterer als der Tod war. Sie sollten nämlich öffentlich sechs Stunden auf dem Schaffot ausgestellt werden, mit einer infamirenden Schrift über dem Haupt, dann aber eine zwanzigjährige Zuchthausstrafe verbüßen.

Wie gewöhnlich bei diesem scheußlichen Gericht wurde auch dieser Richterspruch durch ein Beifallklatschen begrüßt, da ereignete sich Etwas, was an dieser Stelle noch nicht geschehen war, als nämlich das Beifallsklatschen schwieg, da antworteten die drei Schwestern Wattrin, indem sie ihrerseits in die Hände klatschten. Die drei Mädchen waren glücklich, daß sie auch im Tode beisammen blieben, daß sie gemeinsam, wie sie gelebt, auch sterben durften. Sie hatten nichts mehr auf dieser Erde, sie sehnten sich, in den Himmel zu gehen, dort ihre Eltern, ihre Verwandten wieder zu finden und die Krone zu empfangen. Das Beispiel der drei glücklichen Schwestern reißt die andern Mädchen fort, weinend vor Freude umarmen sie sich und Jubel begrüßt den Spruch der ungerechten Richter.

Man versichert mich, daß selbst Fouquier-Tinville

betreten gewesen sei und daß Dumas verlegen vor sich nieder geblickt habe.

In dieser herrlichen Republik ist der Weg vom Gerichtshof bis zum Schaffot nicht weit, man braucht höchstens drei Stunden, um ihn zurückzulegen. Die Elenden, welche jetzt in Frankreich herrschen, verweigern den unglücklichen Opfern, welche sie in Wagenladungen zum Schaffot schicken, den Trost der Religion, der sonst auch dem schändlichsten Verbrecher zu Theil wurde; die jungen Mädchen von Verdun waren in diesem einen Punkte glücklicher als Tausende, weil sich unter ihren mit ihnen verurtheilten Landsleuten fünf Priester befanden. Der plötzliche Eintritt des Henkers mit seinen Knechten unterbrach die rührenden Gebete und die heiligen Tröstungen, die gräuliche „Guillotinen-Toilette" begann, man schnitt den Opfern das Haar im Nacken ab. Einer der Henker, welcher die Opfer nicht kannte, ergriff die junge Barbara Henry und schnitt ihr das Haar ab, diese litt es mit Freuden; das edle Kind hoffte schon durch diesen Mißgriff mit den Schwestern in den Tod gehen zu können. Es war ein Schmerz für sie, daß der Irrthum entdeckt wurde.

Ein Stunde später führte man die dreiunddreißig Verurtheilten nach dem Revolutions-Platz, dort bei dem rothen Schein etlicher Fackeln, denn es war bereits Abend geworden, wurde das blutige Opfer gebracht.

Ergeben und ein Gebet auf den Lippen sind die Opfer von Verdun gestorben.

Aber damit war noch nicht Alles vorüber; am andern Tage wurden Barbara Henry und Claire von Tabouillot vom Henker auf das Schaffot geführt; da standen die beiden armen Kinder in Trauerkleidern sechs Stunden lang an den Galgen-Pfosten gebunden und über ihren Häuptern war ein Zettel, auf welchem zu lesen war, diese beiden unschuldigen Geschöpfe hätten die Festung Verdun an die Preußen verrathen und den Feind mit Lebensmitteln und Kriegs-Munition aller Art versehen. Diese Schrift wäre lächerlich gewesen ohne ihre Abscheulichkeit. Wer sie las zuckte mitleidig die Achseln, doch das thaten nur die Muthigen, zu einem Wort hatte Keiner der edeln Republikaner Muth, Entsetzen hat die Männer zu Memmen gemacht. Uebrigens soll der Anblick der beiden jungen Mädchen doch so rührend gewesen sein, ihre

Schönheit und ihr Schmerz so ergreifend, daß der blutige Pöbel, der das Schaffot umdrängte, während der ganzen sechs Stunden nicht ein Mal seinen frivolen Hohn und schmutzigen Spott laut werden ließ, mit welchen er sonst die Strafen der Mädchen und Frauen zu verhöhnen und zu vergiften pflegt. Ein Augenzeuge versichert mich, daß ein Pikenmann einer Strickerin Robespierre's, welche einen schmutzigen Satz aussprach, die breite Hand auf den Mund legte und rief: „Schweig, Bürgerin, siehst es nicht, daß es zwei Kinder sind!"

„Das, mein Herr Marquis, ist Alles, was ich über diese schauerliche Episode in dem großen Trauerspiel zu sagen weiß, sollte ich später noch Etwas in Erfahrung bringen so werde ich Ihnen Meldung davon machen, für jetzt aber ist mir so viel vollkommen klar, daß die Jacobiner den Empfang des Königs von Preußen in Verdun benutzten, um auf die frivolste und nichtswürdigste Weise Frauen und Jungfrauen, Wittwen und Waisen zu morden, von denen sie ganz genau wußten, daß sie an jenem Empfang auch nicht im Entferntesten betheiligt gewesen. Es ist möglich, daß sie, mein Herr Marquis, dabei die Frage auf-

werfen, zu welchem Zweck ein so schändliches Verbrechen ausgeübt wurde; durch eine solche Frage aber beweisen Sie nur, daß Sie die hiesigen Verhältnisse gar nicht kennen, und es kennt sie Keiner, der nicht mitten darin lebt; es ist hier so viel Blut geflossen, so ungeheuer viel Blut, daß man nicht einmal sagen kann, die unglücklichen Damen seien hingerichtet worden zur Abschreckung für andere, eine solche Erklärung wäre lächerlich, weil die Hinrichtungen selbst in Masse so etwas Gewöhnliches geworden sind, daß sie gar keinen Eindruck mehr machen. Das gegenwärtige Regiment mordet ganz einfach, um zu morden, und es wird weiter morden bis ans Ende, weil es nicht anders kann, bis es in Blut erstickt. Da haben Sie die herrliche Republik der Philosophen, da haben Sie die Segnungen der Demokratie und die neue französische Freiheit!"

Der Marquis hörte auf zu lesen; er legte die engbeschriebenen Blätter wieder nach der Nummer zusammen und steckte sie zu sich; er sprach kein Wort, und blickte auch seine Gemahlin nicht an, welche ohne ihre Stellung zu ändern, fast regungslos und mit steigender Theilnahme der Vorlesung gelauscht; erst

als der Marquis schwieg, bedeckte sie ihr Antlitz mit beiden Händen und weinte bitterlich; große Thränen drangen durch ihre Finger und tropften nieder in ihren Schooß.

Der Marquis warf einen verstohlenen Blick auf die Weinende, dann sprach er ernst und tröstend: „Es ist nicht möglich, meine geliebte Freundin, daß Du Dir einen Antheil an dem Tod dieser unglücklichen Damen zuschreiben kannst, die Jacobiner wollten morden und sie mordeten; es ist von den Damen, welche Du zum Könige führtest, auch nicht Eine in die Gewalt dieser schändlichen Henker gefallen!"

Idalie zog die Hände von ihrem Antlitz und sprach bestimmt: „Nein, mein theurer Freund, ich glaube nicht an eine Verschuldung meinerseits in diesem Punkte, Gott ist barmherzig gegen mich gewesen, er wird mir auch den Leichtsinn verzeihen, mit welchem ich mich damals in allerlei Dinge gemischt, die einer Frau immer fremd bleiben sollen, aber meine Thränen galten jenen unglücklichen Opfern, von denen ich mehrere gekannt, von denen mir einige lieb waren; ich war öfter im Hause der Dame von Montgaut, die Schwestern Henry waren liebe, schöne Mädchen,

meine arme kleine Barbara! wie oft habe ich ihr die rosigen Wangen gestreichelt, und dieses unschuldige Kind konnte man auf dem Schaffot ausstellen, nachdem es sich so heldenmüthig gezeigt? konnte es in das Zuchthaus schicken?"

Die Marquise warf sich an die Brust ihres Gemahls und schluchzte laut.

„Ich werde an Köhler schreiben," nahm der Marquis die bethränte Wange Idalie's streichelnd das Wort, „er muß in Erfahrung bringen, wohin man die beiden unglücklichen Mädchen gebracht hat. Ist es irgend möglich, so sollen sie befreit werden!"

Das beruhigte die Traurige mächtig; es lag in der Stimme des riesigen Mannes, in seiner ernsten Milde, für Idalie wenigstens, etwas so Ueberzeugendes, daß, wie ein Lichtstrahl in die Nacht, der helle Gedanke in ihre Seele drang, jene beiden unglücklichen Mädchen von Verdun könnten befreit werden. Dabei hatte sie ein so felsenfestes Vertrauen zu ihrem Gemahl, daß sie überzeugt war, derselbe werde Mittel finden, jene Opfer der Barbarei ihrer Henker zu entreißen.

Ein schwaches Schreien ließ sich vernehmen, der Marquis lauschte, Idalie aber fuhr empor und eilte

in das Nebenzimmer. Die Mutter hatte gleich die Stimme des Kindes erkannt, das nach ihr verlangte.

Der Marquis blickte der Enteilenden mit einem stolzen Blicke nach.

In dem Augenblicke öffnete sich die Thür, und mühsam über die Schwelle hob sich an seiner Krücke eine lange hagere Gestalt mit einem spitzen Kopf und bleichen Gesichte, kleinen scharf blickenden Augen, und grimmig verzogenen dünnen Lippen.

„Ist sie nicht da?“ fragte die blechern harte Stimme des Lieutenants von Templin.

Der Marquis nickte und deutete lächelnd auf das Nebenzimmer.

Drittes Kapitel.

Prinzeß Cäcilie.

„Selbst am hellsten Sonnentage
Werden auch zur Mittagsstunde
Noch nicht alle Winkel hell!“
(Spanisches Sprüchwort).

Langsam und vorsichtig, jedes Geräusch mit der Krücke vermeidend, näherte sich Carl Josias von Templin dem Marquis, der sich erhoben hatte, ihm entgegen kam und ihn zu einem Sitz geleiten wollte, was der ehemalige Lieutenant mit einer ungeduldigen Bewegung und einem unterdrückten Fluche, der wie das Knurren eines bösen Hundes klang, ablehnte.

Als Templin Platz genommen, fragte ihn der Marquis freundlich, wo er denn so lange geblieben, er habe geglaubt, ihn schon zu finden bei seiner Heimkehr.

„Will drei Tage Heu —“ fuhr Templin knurrend auf, aber er stockte mitten in seinem Fluch, und schwieg verschämt und verwirrt still, denn unhörbar fast war Idalie aus dem Nebenzimmer zurückgekehrt, und trat zu den beiden Herren.

„Guten Abend, Herr von Templin, ich heiße Sie willkommen wie immer!“ sprach die Marquise mit ihrem freundlichen Ernst.

Templin wollte sich erheben.

„Ich bitte, bleiben Sie, Herr von Templin,“ wehrte die Dame mit wahrer Herzlichkeit, „Sie müssen an ihren Fuß denken!“

Sie trat ganz nahe und reichte dem armen Kerl die Hand, die dieser ergriff und mit einer Inbrunst küßte, als habe er eine heilige Reliquie vor sich, dann blickte er mit feuchten Augen auf zu der Dame, und sein bleiches, scharfes, eckiges Gesicht hatte dabei einen Ausdruck, welcher eine andere Frau wie Idalie, einen andern Mann wie den Marquis ganz gewiß zum Lachen gereizt hätte. Es gehörte gewiß der volle Ernst der menschlichen Theilnahme dazu, welche die Beiden für den armen Lieutenant hegten, um nicht von dem lächerlichen Anblick hingerissen zu werden, so komisch

war der Contrast zwischen den rohen Zügen Templins und den weichen, ja zarten Empfindungen, die in ihnen, oder vielmehr neben ihnen bemerkbar wurden.

„Sie sind heute sehr spät gekommen, lieber Herr von Templin,“ sagte Idalie, ihren Platz wieder einnehmend, „ich erwartete sie früher und mein kleiner Knabe verlangte nach Ihnen!“

Templins Gesicht strahlte, sie hatte ihn erwartet, ihr Knabe hatte nach ihm verlangt — größere Glückseligkeit konnte sich der arme Mensch kaum denken.

„Ich will,“ brach er aus und der gewohnte Fluch war schon da, aber er kam nicht heraus, und hastig verbesserte er sich, „ich wollte schon früher kommen, aber Onkel Margendorff hat mich aufgehalten, habe mit ihm in sein Quartier gehen müssen, allerlei besprochen; der General ist gestorben, ganz plötzlich, Schlag gerührt, hübsche Erbschaft, geht aber in viele Theile, guter Kerl, der selige General von Berg, famoser Reiterofficier seiner Zeit, werden von ihm gehört haben?“

„Mein zukünftiger Schwager hat uns von dem trefflichen General von Berg erzählt, „entgegnete

Idalie, „aber Sie sagen, daß der Herr Major von Margendorff hier, das ist mir sehr wichtig!"

„Donner und —" rief der Lieutenant, dann stockte er, schwieg verlegen stille und blickte scheu vor sich nieder.

„Was wollten Sie sagen, Herr von Templin?" fragte Idalie, ihm gutmüthig zu Hülfe kommend.

„Es ist ein Unglück," erwiederte der Lieutenant seufzend, „daß ich immer die Hauptsache vergesse, Onkel Margendorff sagte mir, daß er hauptsächlich gekommen, der Frau Marquise seine Aufwartung zu machen, er hat mich gebeten ihn anzumelden, er wird wahrscheinlich bald hier sein; er müsse noch einige Papiere ordnen, sagte er, als ich ihn verließ, verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich das zuletzt melde, was ich zuerst hätte bestellen müssen!"

„Zwischen uns bedarf es doch so förmlicher Entschuldigungen nicht, lieber Herr von Templin!" versetzte Idalie freundlich.

Es war diese immer gleichmäßige Freundlichkeit, diese Milde, durch welche die edle Frau den rohen, unbändigen Junker im Zaume hielt, und — erzog. Die unbändigsten Naturen sind oft die liebebedürf-

tigsten und darum die nachgiebigsten, wo ihnen wirkliche Liebe und Freundlichkeit entgegentritt.

In diesem Augenblick meldete ein Diener den Herrn Major von Margendorff, Idalie und ihr Gemahl erhoben sich, um sich in das Zimmer zu begeben, wohin sie den Major zu führen befahlen, Templin aber blieb sitzen und sprach bittend: „lassen Sie mich hier, gnädige Frau, Onkel Margendorff hat mit Ihnen von Geschäften zu reden, ich werde es Ihnen melden, wenn der kleine Baron aufwachen sollte!“

Idalie nickte ihm huldreich gewährend zu, und er blieb wirklich glücklich als Wächter des kleinen schlafenden Knaben zurück. Es mußte doch eine mächtige Veränderung mit dem Menschen vorgegangen sein, den die graue Excellenz einst den „Rüpel“ genannt!

Als die Marquise mit ihrem Gemahl in das wohl erleuchtete Zimmer trat, in das man den Major geführt, und den ersten Blick auf ihren Gast warf, mußte sie unwillkürlich lächeln, und der letzte Zweifel, den ihre Seele etwa noch gehegt haben mochte, war verschwunden. Es war nämlich gar nicht zu verkennen, daß der Vater ihres zukünftigen Schwagers

Hans Carus vor ihr stand, Vater und Sohn sahen sich so sehr ähnlich, daß das Alter selbst nur einen geringen Unterschied hervorgebracht hatte. Auch waren sich Vater und Sohn nicht nur äußerlich ähnlich, das war derselbe Blick voll ruhigen Feuers in denselben braunen Augen, dieselbe anmuthige Lebhaftigkeit in den Bewegungen, derselbe Klang in der Stimme endlich.

Idalie konnte glauben den Sohn zu hören, als der Vater sie begrüßte.

Der Marquis war nach seiner Weise anfänglich etwas förmlich, der feurige Alte aber durchbrach nach den ersten Worten gleich diese Schranke, indem er sagte: „Verzeihen Sie, Herr Marquis, nachdem Sie und Ihre schöne Frau Marquise gegen meinen Sohn, der das Glück haben soll mit Ihnen verwandt zu werden, wie Blutsfreunde Liebe und Treue gezeigt, nachdem Sie auch, wie mir das gute Mädchen eben noch gesagt hat, für meine älteste Tochter so viel Liebenswürdigkeit gehabt haben, kann ich nicht mit Ihnen wie mit einem Fremden reden; kommen Sie, schöne Frau, nachdem Sie für die Kinder so viel gethan, thun Sie auch etwas für deren Vater!“

Er schüttelte dem Marquis die Hand und küßte die Wange Idalie's, die ihm anmuthig geboten wurde.

Man nahm nun Platz; der Major brachte ein Paquet sichtlich sehr alter Papiere zum Vorschein, und sagte rasch: „Meine schöne Marquise, Sie sehen, daß ich Ihnen selbst die Antwort auf Ihren liebenswürdigen Brief bringe; hätte nicht geglaubt, daß ich die alten Geschichten da noch ein Mal wieder aufstöbern würde, war ja schon lange Gras darüber gewachsen, indessen hatte ich mich allerdings gewundert, daß gar nichts erfolgte, als ich von dem Tode der Prinzeß hörte. Verzeihung, da habe ich mich schon verplaudert! Sagen Sie mir gütigst, schöne Frau, wie weit Sie von der Angelegenheit unterrichtet sind. Ihr Herr Vater, der selige Graf Reginald Rothenburg, war mir ein lieber Freund, ein edler Herr trotz der Fehler, von denen wir ihn nicht freisprechen können, wer sich rein dünkt, der mag einen Stein auf ihn werfen! Es ist mir aber nicht lieb, daß ich gerade seine Fehler vor seiner Tochter, vor einer Dame, welche ich so verehre, wie Sie, meine schöne Marquise, enthüllen soll; es wäre mir also gelegen,

wenn Sie mich von dem Umfange Ihrer Wissenschaft in dieser Affaire in Kenntniß setzen wollten, damit ich Alles das verschweigen kann, was zur Sache nicht unumgänglich nothwendig ist.

„Ich fürchte, daß hier nichts mehr zu verschweigen ist, Herr Oberstwachtmeister," entgegnete Idalie trübe, „ich kenne das Verhältniß meines Vaters zur Prinzeß Cäcilie, ich weiß, daß es sich um sein Kind handelt —"

„Wie?" unterbrach der Major lebhaft, „das Vermächtniß, von welchem Sie in Ihrem Briefe sprechen, Frau Marquise, ist einem Kinde des Grafen Rothenburg bestimmt?"

„So denke ich!" antwortete Idalie erstaunt.

„Dann verstehen wir uns nicht," rief der Major, „ich konnte Ihre Mittheilung nur auf ein Kind der Prinzeß Cäcilie beziehen, nur von einem solchen habe ich Wissenschaft!"

„Richtig," entgegnete Idalie, „aber der Vater jenes Kindes war der Graf Reginald Rothenburg!"

Der Major sah die Marquise scharf an, dann sagte er, den Kopf schüttelnd: „ich fürchte, meine schöne Dame, daß Sie sich da in einem ganz selt-

samen Irrthum befinden, der Art war das Verhältniß des Grafen Reginald Rothenburg zu der Prinzeß nicht. Darf ich fragen, wer Ihnen diese Mittheilung gemacht hat?"

Idalie sah ihren Gemahl fragend an, dieser nickte ihr bejahend zu.

„Meine Tante Minette!" sagte die Marquise ruhig.

„Wie?" rief der Major aufspringend, „Gräfin Minette Rothenburg? lebt Gräfin Minette noch?"

„Sie lebt noch!" antwortete Idalie.

Der Major setzte sich wieder nieder; der wackre Herr war sichtlich in großer Aufregung, sein Antlitz war bleich geworden, er rang sichtlich nach Fassung, endlich sagte er gepreßt: „Ich bin in einer üblen Lage, Frau Marquise, haben Sie Nachsicht mit mir — vorher zögerte ich mit meinen Mittheilungen, um Ihnen nicht Schwächen und Fehler Ihres seligen Vaters unnützer Weise zu enthüllen, einer Tochter gegenüber ist das immer übel — jetzt aber handelt es sich freilich nicht um einen Vater, aber doch um eine Frau, die Ihnen nahe verwandt ist, zugleich aber auch nicht mehr um Schwächen und Fehler, sondern um mehr!"

Der Marquis und seine Gemahlin sahen einander an, sie fanden bestätigt, was sie geahnet.

„Wissen Sie, Frau Marquise," fuhr der Major nach einigem Besinnen fort, „wir wollen thun, als hätten Sie ihren Brief an mich nicht geschrieben, oder als hätte ich ihn nicht erhalten, und als wüßten wir Beide nichts von dieser Angelegenheit; Unrecht thun wir damit Niemandem, denn das Kind, um welches es sich hier handelt, welchem diese Erbschaft bestimmt ist, das ist längst verstorben."

Idalie wechselte wieder einen Blick mit ihrem Gemahl, bevor sie antwortete. „Das stelle ich Ihnen ganz anheim, Herr Oberstwachtmeister, obwohl ich nicht leugnen will, daß mich diese geheimnißvolle Intriguen-Geschichte lebhaft reizt, daß ich schon aus Neugierde, wiewohl auch noch aus einem besseren Grunde, mehr davon wissen möchte, indessen, wie gesagt, es soll und muß Ihnen das ganz überlassen bleiben, nur möchte ich Sie bitten, den Tod jenes Kindes in solcher Weise mir darzuthun, daß Tante Minette von demselben völlig überzeugt wird!"

Die Marquise wollte dem feurigen alten Ehrenmann nicht sagen, daß die Tante mit dem Kinder-

gesicht seinen eigenen Sohn Hans Carus für jenes Kind halte.

„Ich habe den Todtenschein, sowie den Taufschein jenes Kindes hier bei mir," versetzte der Major rasch, „und könnte allenfalls auch noch eine Declaration schreiben, welche jede Behörde zufrieden stellen würde, ob sich indessen die Gräfin von Rothenburg, oder wie ich Ihre Verwandte sonst nennen soll, dadurch überzeugen läßt, das ist eine Frage, welche ich nicht zu beantworten vermag, da ich keine Ahnung davon habe, wie diese Dame jetzt denkt!"

Die drei Personen schwiegen jetzt eine ziemliche Weile, es entging der Marquise nicht, daß der Major nach einem Entschluß rang; sie begriff, daß der Alte gern geredet hätte, daß ihn nur Delicatesse und Rücksicht auf ihre Verwandtschaft mit dem Kindergesicht abhielten, die ausführlichsten Mittheilungen zu machen. Sie beschloß dem braven Manne zu Hülfe zu kommen.

„Ich bitte Sie, lieber Herr Oberstwachtmeister," begann sie mit der ihr eigenen Lieblichkeit, nicht aus Rücksicht auf meine Verwandtschaft mit der Gräfin von Rothenburg zu schweigen; es ist mir, als könne

diese geheimnißvolle Geschichte nur durch vollkommene Aufrichtigkeit von allen Seiten beendet und dann begraben werden, wahrscheinlich wird meiner Verwandtin, wenn sie es vielleicht auch selbst nicht einsieht, der beste Dienst dadurch geleistet, daß auch Andern gestattet wird in ihre Vergangenheit zu blicken, denn, täusche ich mich nicht ganz, so hat sich die unglückliche Frau in ein solches Netz von Intriguen verwickelt, daß sie ohne Hülfe einen Ausweg niemals findet!"

„Sie haben in Ihrem guten Herzen und Ihrem kleinen Köpfchen das Richtige gefunden, schöne Frau! rief der Major feurig und küßte die Hand der Marquise, „siehe da, den einzigen Weg, der uns und die Gräfin Rothenburg vielleicht mit uns aus dem Labyrinth führen kann! Lassen Sie mich erzählen, sehen Sie davon ab, daß die Gräfin ihre Verwandtin ist, ja, es ist am Besten so!"

Der Alte stützte einen Augenblick den Kopf in die hohle Hand und schien nachzusinnen, dann richtete er sich stracks auf und erzählte Folgendes:

„Als junger Officier war ich der Adjutant des Generals von Berg, dessen Tochter später meine Frau

wurde, derselbe schenkte mir großes Vertrauen, und zeigte mir stets ein besonderes Wohlwollen, ich war der Sohn seines liebsten Waffengefährten, mein lieber seliger Vater war an seiner Seite gefallen. Als der General quittirte, sich nach Lygum zurückzog und wieder heirathete, blieb ich doch im lebhaftesten Verkehr mit ihm, besorgte mehr oder minder wichtige Aufträge für ihn, und besuchte ihn sehr oft in Lygum. Als ich mich einst nach einem solchen Besuche von ihm verabschiedete, gab er mir einen Brief an die Prinzeß Cäcilie von *** die mir bis dahin nur dem Namen nach bekannt gewesen, und trug mir auf, denselben nur der Prinzeß selbst zu übergeben.

„Die Prinzeß wird Sie gut aufnehmen, mein Sohn," sagte der General zu mir, „sie hat Ihren braven Vater gekannt; die arme Dame befindet sich in einer schwierigen Lage, sie soll durchaus einen Vetter heirathen, den sie verabscheut, damit ihr großes Vermögen dem fürstlichen Hause erhalten bleibt; sie hat mir die Ehre erzeigt, mich um Rath zu fragen, ich habe ihr denselben gegeben so gut ich vermochte, ich fürchte aber, daß die Prinzeß nicht ganz aufrichtig gegen mich gewesen, vielleicht konnte sie es nicht sein!

Wahrscheinlich ist das edle, feurige Weib in unzerreißbare Bande verstrickt, die ein tiefes Geheimniß bleiben müssen, wenn sie ihrem Hofe gegenüber, auch nur einigermaßen ihre Freiheit und Selbstständigkeit bewahren will. Die edle Dame thut mir von Herzen leid und ich bitte Sie, lieber Sohn, derselben in jeder Weise behülflich zu sein, wenn Sie dazu aufgefordert werden sollten; ich brauche Sie nicht an ihre Ritterlichkeit zu mahnen und hat die Prinzeß, was ich nicht weiß, aber ahne, sich in Bedenkliches eingelassen, so darf nicht vergessen werden, daß sie mehr wie jede Andere Entschuldigung und mildes Urtheil verdient!"

Mit diesen Worten, ich glaube, daß ich dieselben ziemlich treu in meinem Gedächtniß bewahrt habe, entließ mich der General. Ich vollzog seinen Auftrag, ließ mich der Prinzeß melden und übergab meinen Brief. Gern will ich hier gestehen, daß Prinzeß Cäcilie den tiefsten Eindruck auf mich machte, ich habe keinen Mann gekannt, der ungerührt von ihrem Wesen geblieben wäre. Es war gar kein näherer Verkehr ohne den Anstrich eines zärtlichen Verhältnisses mit ihr möglich; alle Herren, welche in ihre Kreise kamen, schienen nicht nur ihre Anbeter zu sein, nein, sie waren

es wirklich. Grauköpfige Generale, Stelzfüße und blühende Jünglinge widmeten der Prinzeß alle mit gleichem Eifer ihre Huldigungen und Jeder glaubte sich in gewisser Weise von der Dame begünstigt. Ich unterlasse es, Ihnen ein Bild von der Prinzeß zu entwerfen, es würde doch nur ein Zerrbild werden, viele Maler haben sie gemalt, Meister darunter, es ist aber Keinem gelungen ein auch nur annähernd ähnliches Bild zu schaffen. Es lag der unwiderstehliche Zauber dieser Dame nicht in ihrer äußern Erscheinung, sondern lediglich in dem eigenthümlichen Wesen, welches der äußern Erscheinung jede Stunde fast einen andern Ausdruck verlieh. Bei den Frauen war Prinzeß Cäcilie weniger beliebt, sie galt für eine Erzkokette und das war sie gerade gar nicht, denn sie hatte ein edles, großmüthiges Herz und war von einer Aufrichtigkeit, die ihr selbst den größesten Schaden brachte, sie strebte nie danach zu gefallen, aber sie wußte, daß sie gefiel und freute sich darüber. Uebrigens muß ich sagen, daß die Frauen, welche näher mit ihr umgingen, es waren deren nur wenige, eben so entzückt von ihr waren, wie wir Männer; ich habe Damen gekannt, welche fast fanatisch begeistert für

die Prinzeß waren und dazu gehörte z. B. meine selige Frau Schwiegermutter, die Generalin von Berg, eine zwar sehr wohlwollende, aber doch äußerst sittenstrenge, kluge und feine Dame.

Die Prinzeß machte eigentlich kein Haus, lebte aber auf einem anständigen Fuße; der dienstthuende Cavalier, eine Hofdame, eine alte Kammerfrau und einige Diener bildeten ihren Haushalt; ihre Gesellschaften vereinigten verschiedene Elemente, man sah neben vornehmen Herren auch Schriftsteller, Musiker und Maler bei ihr, aber ich erinnere mich keines Festes, keiner größern Gesellschaft. Wenn zehn, höchstens zwölf Personen um ihren Tisch saßen, so war das gewiß schon selten, meistens waren wir nur zu sechs und sieben. Bei der Prinzeß sah ich öfter den Grafen Reginald Rothenburg, Ihren Herrn Vater, Frau Marquise, wir hatten uns früher schon gesehen, hier aber lernten wir uns kennen und schlossen eine Freundschaft, welche auf unserer Nebenbuhlerschaft beruhte. Das klingt wohl seltsam, aber es war doch so und ganz natürlich. Graf Rothenburg war ein Roué, verzeihen Sie, Frau Marquise, ich völlig Neuling in der Welt der glühenden Leidenschaften, wir

waren Beide verliebt in die Prinzeß und hatten Beide, der Eine von uns früher, der Andere später, die Ueberzeugung gewonnen, daß unsere Liebe völlig hoffnungs- und aussichtslos sei, obwohl uns Beiden gerade die Prinzeß oft Zeichen eines Vertrauens gab, durch die wir uns auf's höchste beglückt fühlten, die uns aber doch nur für kurze Momente täuschen konnten. Graf Rothenburg und ich wurden Freunde, weil wir uns entschlossen hatten, der Prinzeß ritterlich zu dienen unser Leben lang, nachdem wir erkannt, daß wir auf keine Erhörung unserer zärtlichen Wünsche hoffen durften.

Die Prinzeß erkannte mit dem ihr im höchsten Grade eigenen Scharfblick, daß sie uns vertrauen könne und sie vertraute uns, weil sie in der Lage, in welcher sie sich befand, stets gezwungen war, Hilfe zu suchen. Sie wendete sich viel mehr an den Grafen Rothenburg als an mich, der gewandte Weltmann mußte ihr nützlicher sein, als der einfache Soldat; man glaubte an ein Liebesverständniß zwischen der Prinzeß und dem Grafen Rothenburg und mein Freund war eitel und leichtsinnig genug, sich das gefallen zu lassen. Er war stolz darauf, wenigstens für den begünstigsten Liebhaber der Prinzeß zu gelten, da er's

nicht wirklich sein konnte. Hat Graf Reginald Rothenburg in diesem Punkte gefehlt, ist er auch in andern Beziehungen, welche ich hier übergehen kann, zu tadeln gewesen, so hat er, in meinen Augen wenigstens, das Alles wieder gut gemacht durch eine Aufopferung und Hingebung ohne Gleichen, welche er später der Prinzeß bewiesen, durch welche er die Dame, welcher wir dienten, wirklich gerettet hat.

Eines Tages sagte er mir, es sei der Prinzeß gerathen worden, seine Schwester Minette zur Hofdame zu nehmen; mir mißfiel das, ich kann eigentlich nicht sagen, weshalb, denn ich kannte die Schwester meines Freundes kaum, ich begnügte mich, ihm zu sagen, daß man nun um so eifriger von einem Liebesverhältniß zwischen ihm und der Prinzeß reden und glauben werde, daß die neue Hofdame ein solches begünstige. Graf Reginald gab diesen Nachtheil zu, meinte aber derselbe werde durch den Vortheil aufgehoben, daß die Prinzeß auf diese Weise immer eine ihr völlig ergebene Dame um sich habe, was freilich fast eine Nothwendigkeit war. Ueberdem theilte die Gräfin Rothenburg die Liebe der Prinzeß zur Musik, zur Litteratur, zur Kunst, kurz, es war eigentlich an

dem Vorschlag gar nichts auszusetzen. Gräfin Rothenburg wurde Hofdame der Prinzeß und reiste gleich darauf mit ihr nach Italien.

Es wird hier der Platz sein, das Geheimniß mitzutheilen, durch welches die edle Prinzeß in alle die truurigen Verhältnisse gerathen war, mit welchen sie ihr Leben hindurch zu ringen und zu kämpfen hatte. Die Prinzeß lebte in einer geheimen Ehe mit einem Italiener, der leider nichts weiter war als ein kühner Abenteurer. Die Prinzeß hatte für diesen schönen, geistig hochbegabten, aber eigentlich durch und durch erbärmlichen Mann eine glühende Leidenschaft gefaßt; mir ist nicht recht klar geworden, wodurch sie sich hatte bewegen lassen, sich durch ein heiliges Band für das ganze Leben an diesen Elenden zu knüpfen. Sie selbst schämte sich eigentlich dieses unglücklichen Verhältnisses, sie hielt diesen Menschen oft Monate lang von sich entfernt, dann aber erwachte die Leidenschaft wieder mit unwiderstehlicher Gewalt und führte sie immer und immer wieder in seine Arme. Ich hätte blutige Thränen weinen können, wenn ich die edle hochherzige Dame in ihrer schmachvollen Abhängigkeit von diesem Elenden sah. Simonetti, so nannte sich

der Mensch, galt für einen Maler, er malte aber nur wie ein begabter Dilettant, er war ein geistreicher Mensch, seine Conversation war fesselnd im höchsten Grade, er hatte die Welt gesehen und wußte sich geltend zu machen; aber er hatte einen schlimmen Ruf als Spieler und Raufer, er betrog im Spiel ohne Scham und Scheu und machte stets große Geldforderungen an die Prinzeß. Graf Rothenburg rühmte übrigens seine Discretion in Bezug auf die Dame und ich muß zugeben, daß er sicherlich niemals Anlaß auch nur zu der leisesten Vermuthung gab, daß er in einem nähern Verhältniß zur Prinzeß stand. Graf Rothenburg meinte auch, daß er die Leidenschaft der Dame mit gleicher Inbrunst erwiedere; ich habe daran nie geglaubt, die Prinzeß war so reizend, daß sie auch einen Eskimo in Flammen gesetzt haben würde, um wie viel mehr einen sinnlichen Italiener, aber Simonetti war ein viel zu leidenschaftlicher Spieler, um eine andere Leidenschaft hegen zu können. Auch die gerühmte Discretion nöthigte mir keine Achtung ab, ich sah in ihr deutlich nur das Ergebniß kluger Berechnung. Der Mensch kannte die Verhältnisse der Prinzeß sehr genau, er wußte, daß seine Geldquelle

in dem Augenblick verstopft war, in welchem man am Hofe zu *** die geheime Ehe der Prinzeß erfuhr. Der Hof zu *** würde sofort durch Einstellung der Zahlungen die Prinzeß zur Rückkehr nach *** gezwungen und sie dann dort unter die strengste Aufsicht gestellt haben. Von Seiten Simonetti's war das Geheimniß nicht durch dessen Liebe gesichert, wohl aber durch dessen Klugheit. So viel von diesem Manne, er starb später zu Venedig in den Armen der Prinzeß, ich brauche seiner nicht wieder zu erwähnen.

Um zur Gräfin Rothenburg zurückzukehren bemerke ich, daß ich die neue Hofdame damals, vor der Reise nach Italien, nicht sah, weil ich mich in jener Zeit vermählte und selten und auch nur auf wenige Tage in Berlin war. Erst nach der Abreise der Prinzeß kam ich mit meiner jungen Frau nach Berlin und genoß hier das volle Glück der ersten Wochen des Ehestandes, beschäftigte mich mit der Einrichtung meines neuen Haushaltes und war sehr unangenehm überrascht, als ich einen flüchtig geschriebenen Zettel des Grafen Rothenburg empfing, welcher mich in einem ganz unangemessenen Tone ersuchte, sofort zu ihm in den Gasthof zur Taube zu kommen. Ich ging nach

einigem Besinnen hin, nahm mir aber fest vor, ein ernstes Wort mit dem Freunde zu reden. Mein Vorsatz aber kam nicht zur Ausführung, denn als ich in das Zimmer des Grafen trat, warf sich mir der sonst so glatte und ruhige Weltmann leidenschaftlich um den Hals und sagte mir mit Thränen in den Augen: „Freund, die Prinzeß ist verloren und ich habe sie in's Verderben gestürzt; diese Elende, die meine Schwester ist, hat sich von dem Hof zu *** erkaufen, gewinnen lassen, die Spionin verräth die edle Frau an ihre Feinde!"

Der Major hielt hier einen Augenblick inne.

„Das war meine Ahnung!" sagte der Marquis mit gepreßter Stimme.

Idalie bedeckte ihr schamrothes Antlitz mit der Hand.

„Ich mußte es doch sagen!" sprach der Major leise; die Bitte um Entschuldigung bebte in seiner Stimme.

Die Marquise reichte ihm schweigend die Hand.

Es entstand eine minutenlange Pause, dann bat der Marquis, dem sie peinlich sein mochte, den Major fortzufahren.

„Ich weiß jetzt nicht mehr genau," begann der

Alte wieder, „auf welchem Wege der Graf Kenntniß von dem Verrath seiner Schwester erhalten, jedenfalls war kein Zweifel mehr, daß die Gräfin Rothenburg von vornherein von dem Hof zu *** gewonnen und instruirt worden war. Man hatte dort Bedacht geschöpft, ob gegen Simonetti stand dahin, man wollte genau unterrichtet sein und ließ der Prinzeß durch eine ganz unverdächtige Person die Gräfin Rothenburg als Hofdame empfehlen, die Prinzeß und Rothenburg gingen in die geschickt gestellte Falle. An jenem Abend verließ ich den Freund in wahrer Verzweiflung, wir wußten keine Mittel, die Prinzeß zu retten. Am andern Morgen trat der Graf heiter und strahlend wie immer bei mir ein. Ich erschrak fast über diese Veränderung.

„Die Prinzeß ist gerettet," sagte er zuversichtlich, „höre meinen Plan, dann urtheile selbst!"

Er theilte mir seinen Plan mit und ich muß gestehen, daß ich für den ersten Augenblick beinahe entsetzt über dessen Kühnheit war, später habe ich mehr die gloriose Hingebung, die ritterliche Aufopferung und die unnachahmliche Feinheit bewundert, mit welcher er denselben ausführte.

„Es gilt," sagte er, „zunächst die Prinzeß vor der Verrätherin zu warnen und dann die Verrätherin selbst zu täuschen! ich reise noch heute nach Italien ab, ich reise Tag und Nacht, ich werde die Prinzeß finden, mit ihr sprechen und dann die Rolle des beglückten Liebhabers bei ihr spielen. Die Verrätherin soll und muß die Ueberzeugung gewinnen, daß ich der Mann bin, wegen dessen man die Prinzeß zu *** beargwöhnt. Ist sie dann im Stande auch den eigenen Bruder zu verrathen, so kann man zu *** der Prinzeß allenfalls zürnen, man wird vielleicht so weit gehen, ihr Vorstellungen zu machen, aber man wird keine Maßregeln der Strenge ergreifen, ihre Freiheit nicht bedrohen, denn in einer zärtlichen Liaison liegt keine Gefahr für die Erbansprüche des Hofes, ja, je mehr man sich von einer Liebschaft zwischen der Prinzeß und mir überzeugt, desto mehr wird man von dem Verdacht wegen einer geheimen Ehe, den man jetzt offenbar hegt, zurückkommen und desto sicherer wird die Prinzeß sein. Die schändliche Verrätherin wird ihrer Herrin nicht schaden, sondern nützen!"

Graf Reginald Rothenburg reiste wirklich am selben Tage noch nach Italien ab und brachte der

Prinzeß dadurch ein Opfer, welches weit größer war, als sie ahnen konnte, ich will mich begnügen zu sagen, daß mein Freund hier durch eine leidenschaftliche Liebe gefesselt war, die schon oft der Gegenstand heftiger Discussionen zwischen uns gewesen war. Er war ein eigenthümlicher und höchst gefährlicher Mann, Ihr Herr Vater, meine theure Frau Marquise; er war von dem Holze, aus dem man sonst große Feldherren und Staatsmänner schnitzt, sein ganzes Wesen war auf's Große angelegt und verkrümelte sich eigentlich traurig in kleinen Dingen. Seine Erziehung war ihm verderblich, seine Zeit nicht günstig. Seine Passionen für Frauen brachten ihn oft auf traurige Abwege, aber selbst in seinen Verirrungen war er ein Löwe. Ich kann nur mit der Empfindung der Bewunderung an jenen Tag denken, wo er sich losriß aus den Armen einer Frau, die ihn mit Fesseln des Geistes und der Schönheit, mit den Künsten einer beinahe sublimen Buhlerei umstrickt hielt, lediglich, um seiner Ritterpflicht zu genügen und einer Dame zu Hülfe zu kommen, welcher er Freundschaft gelobt."

Der Major sprach mit der innigsten Bewegung von seinem Freunde und Idalie fühlte sich tief be-

wegt von dem Lobe, welches ihrem Vater gespendet wurde, wenn sie auch aus den Einzelnheiten der Erzählung abnehmen mußte, daß derselbe ein ziemlich wüstes Roué-Leben geführt hatte, so sehr sich auch Herr von Margendorff bemühte, der Tochter Alles zu verbergen, was sie davon nicht nothwendig erfahren mußte.

„Lange hörte ich nichts von meinem Freunde," fuhr der Major fort, „ich begriff wohl, daß die höchste Vorsicht Noth that, denn ich bemerkte, daß der Hof von *** gewisse Spuren hier verfolgend auch mir die Ehre anthat, mich beobachten zu lassen. Mit diesen Aufträgen war Einer der schlauesten und gewissenlosesten Männer betraut, welche ich je kennen gelernt, ein Baron Renger von Rabenberg, welcher churtrier'scher Geschäftsträger hier gewesen war und dann alle Aufträge politischer Espionage gegen hohe Belohnungen übernahm und mit Meisterschaft ausführte. Aber selbst die Schlauesten begehen zuweilen Mißgriffe; Baron Renger bediente sich vielfach eines sehr geschickten Menschen, an welchem sonst allerdings nicht viel war, der aber mir mit einer Dankbarkeit zugethan war, die selbst den lockendsten Verführungen

widerstand. Diesen Mann gerade hatte Baron Renger mit der Auskundschaftung Alles dessen beauftragt, was sich auf die Prinzeß Cäcilie bezog und durch ihn gelang es mir, den Baron und den Hof von *** vollkommen irre zu führen. Als die Prinzeß und kurz nach ihr der Graf Rothenburg aus Italien zurückkehrten, war Baron Renger und durch ihn der Hof zu *** fest überzeugt, daß die Prinzeß nicht in einer geheimen Ehe lebe, sondern nur eine Liebschaft mit dem Grafen Reginald unterhalte.

Ueber das, was in Italien geschehen, machte mir Graf Rothenburg nach seiner Rückkehr die ausführlichsten und merkwürdigsten Mittheilungen, ich kann mich hier aber darauf beschränken zu sagen, daß er gerade noch zur rechten Zeit kam, um die Entdeckung des Geheimnisses zu verhüten. Schon hatte seine Schwester Verdacht geschöpft und die öftern Begegnungen mit Simonetti argwöhnisch beobachtet, als seine Erscheinung sie auf den falschen Weg brachte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Gräfin Minette vollständig getäuscht wurde, daß sie ihren Bruder für den Geliebten der Prinzeß hielt, aber, und nun kommt der Punkt, wo sich die Geschichte dermaßen

verwirrt, daß sich mit Sicherheit gar nichts sagen läßt. Es scheint, daß die Gräfin Bedenken getragen, ihren eigenen Bruder bei dem Hofe zu *** zu denunciren, obwohl sie demselben dadurch eben nicht viel geschadet hätte, was sie freilich nicht wissen konnte; sie behandelte daher in ihren geheimen Berichten an den Hof das Verhältniß ihres Bruders als Bagatelle und denuncirte einen Andern als den eigentlichen Liebhaber der Prinzeß und zwar traf sie, ohne es zu wissen, den rechten Mann, den Maler Simonetti. In *** glaubte man aber durch Baron Renger besser unterrichtet zu sein, man lachte über die Gräfin und sah in ihren Hinweisungen auf Simonetti nur die Absicht, ihren Bruder zu decken, was ja auch wieder vollkommen richtig war. So wenigstens hatte sich Graf Rothenburg die Sache zurecht gelegt, denn ein sicheres Urtheil über dieses Intriguenspiel, in welchem Jeder eine Doppelrolle spielte, zu gewinnen, war absolut unmöglich.

Die ohnehin schon so verwickelte Sache hatte sich übrigens in Italien noch mehr verwirrt, und mir begann zuweilen zu schwindeln bei den Mittheilungen, welche mir Graf Rothenburg machte; denn erstlich

hatte sich dieser in ein junges italienisches Mädchen verliebt, welches eine wundervolle Stimme hatte, und deßhalb von der Prinzeß aufgenommen war, die es in der Musik unterrichten ließ, zum Theil selbst unterrichtete. Graf Reginald konnte nicht ohne Liebschaft sein, und bei der Prinzeß spielte er eben nur den Liebhaber; zweitens aber hatte Simonetti, lediglich um den Verdacht der Gräfin Minette zu zerstreuen, dieser den Hof gemacht, und diese hatte sich nicht unempfindlich gegen den schönen Mann gezeigt, kurz, es war ein Imbroglio ohne Gleichen, und ich muß auf die näheren Details verzichten. Nur eins möchte ich noch erwähnen, weil darin wahrscheinlich der Schlüssel zu dem enthalten ist, was sich später Geheimnißvolles an diese Geschichte geknüpft hat. Gräfin Rothenburg, welche die Hofdame der Prinzeß geworden, um für den Hof von *** zu spioniren, und die edle, unglückliche Frau zu verderben, befand sich kaum ein Jahr in Gesellschaft derselben, als sie der Allmacht dieser Liebenswürdigkeit unterlag, und in eine leidenschaftliche Verehrerin, eine enthusiastische Bewundererin, sowie in eine getreue und eifrige Dienerin ihrer Herrin verwandelt war. In das Geheimniß der Ehe der Prinzeß ist

die Gräfin wahrscheinlich niemals eingeweiht worden, ich weiß es wenigstens nicht, sonst aber wurde sie nach und nach die Vertraute ihrer Dame in jeder Beziehung, und sie hat sich dieses Vertrauens allzeit werth gezeigt; sie hat ihre unruhige Herrin auf all ihren Reisen begleitet, das fast zigeunerhafte Leben derselben getheilt bis ans Ende. Diese Treue, wahrscheinlich auch die Gewissenhaftigkeit, mit welcher sie die letzten Wünsche ihrer Herrin erfüllte, hat ihr harte Verfolgungen von Seiten des Hofes*** zugezogen, überdem hat sie sich dabei, gewissen Andeutungen zufolge, die mir Graf Rothenburg machte, auch die Feindschaft mehrerer mächtiger Persönlichkeiten zugezogen. Ich erfuhr, daß der Hof zu *** sie mit einer öffentlichen Anklage wegen Unterschlagung der reichen Juwelen der Prinzeß und werthvoller Kunstsammlungen bedrohete, habe aber, da Graf Rothenburg eines sehr plötzlichen Todes in Paris starb, nichts weiter darüber in Erfahrung bringen können. Es wurde eben still über diese Affaire, und ich habe geglaubt, daß Gräfin Minette Rothenburg längst gestorben sei, weil sie nie wieder auftauchte."

Der Major machte hier eine Pause und sah die

Marquise bedeutungsvoll an; Idalie verstand diesen Blick, sie wußte, daß der Major ihre Verwandtin des Diebstahls an den Juwelen und den Kunstsammlungen der Prinzeß für schuldig hielt, daß er gewiß gute Gründe dafür hatte, daß er sie aber nicht vorbrachte, aus Schonung für sie.

Idalie gedachte der Juwelenmenge, welche sie bei dem Kindergesichte gesehen, der Kunstwerke, Kostbarkeiten und Sammlungen, mit denen die Zimmer in dem einsamen Gartenhause angefüllt, auch sie konnte sich eines bösen Verdachtes nicht erwehren, und, mehr um sich selbst zu trösten, als aus inniger Ueberzeugung, sagte sie sich, daß es doch auch möglich sei, ihre Verwandtin sei die rechtmäßige Erbin aller dieser Dinge. Es konnte doch auch ein Vermächtniß der Prinzeß an ihre langjährige Dienerin und Freundin sein!

Oder gehörten diese Schätze vielleicht zu dem Vermächtniß, dessen Bewahrerin das Kindergesicht war? zu dem Erbe, was die Prinzeß ihrem Kinde bestimmt? was Gräfin Minette demselben nicht übergeben, weil sie sich von den Dingen nicht zu trennen vermochte, oder weil sie nicht im Stande gewesen,

das Kind zu finden? folgte sie vielleicht nur einer augenblicklichen Regung ihres Gewissens, die sie in der nächsten Zeit wieder bereuete, als sie damals den Cornet von den Leib-Carabiniers zu sich kommen ließ, den sie für den Sohn ihrer Prinzeß hielt?

Das waren Gedanken und Fragen, die sich plötzlich im Kopfe der Marquise kreuzten, auf welche sie sich aber keine Antwort zu geben vermochte.

„Lassen Sie mich, meine schöne Frau," nahm der Major wieder das Wort, „jetzt zu dem letzten Punkte kommen, zu der Geburt des Kindes. Bei dieser Veranlassung leistete Gräfin Minette der Prinzeß die ersten wesentlichen Dienste, ohne sie wäre eine Verheimlichung der Niederkunft unmöglich gewesen. Graf Rothenburg, der die Prinzeß im Sommer auf ihrem Lustschlosse bei *** mehrmals besucht, hatte mich zeitig von deren Umständen in Kenntniß gesetzt, und es war unter uns ausgemacht worden, daß die Prinzeß in meinem Hause niederkommen sollte. Das empfahl sich aus zwei Rücksichten; einmal war bei mir, wegen meiner Stellung zu dem Agenten des Baron Renger die größeste Sicherheit, und dann erwartete damals gerade meine Frau ihr erstes Kind,

was uns über viele untergeordnete, aber nicht unbedeutende Schwierigkeiten hinweg half. Unsere Vorkehrungen waren mit der größesten Sorgfalt getroffen. Die Prinzeß hatte seit einigen Tagen gegen die gewöhnlichen Besucher ihres Hauses über Unwohlsein geklagt, zeigte sich am letzten Abend leidender als früher, und zog sich zeitig zurück, als wolle sie sich niederlegen; Graf Rothenburg brachte sie in einer Portechaise zu uns, wo meine treffliche Frau Alles zu ihrem Empfang bereitet hatte. Am andern Morgen schon wurde sie leicht und glücklich von einem Knaben entbunden, den die Geburtshelferin sofort zu einer Amme brachte, die bereits auf das Kind wartete Es war eine Lothringerin, eine Frau von einem Gute des Grafen Rothenburg. Die Prinzeß fühlte sich so kräftig, daß sie vielleicht schon am Tage nachher in ihre Wohnung hätte zurückkehren können, wenn die Kälte nicht so groß gewesen wäre. Sie blieb vier Tage bei uns, und war zugegen, als am Neujahrstage 1769 mein ältester Sohn Hans Carus geboren wurde; sie verlangte, des Kindes Pathe zu sein, und sagte ihm die Schenkung eines Landgutes in Sachsen zu, was ihm freilich nie zu Theil geworden ist, womit

ich indessen meine gute Frau oftmals insgeheim geneckt habe, wenn sie allerlei Pläne darauf begründen wollte. An der Prinzeß hat es gewiß nicht gelegen, daß diese Hoffnungen meiner Frau sich nicht erfüllten, denn sie war großmüthig und freigebig im höchsten Grade; es war aber der letzte Winter, den sie in Berlin zubrachte, und daß ich sie nicht an ihr Versprechen erinnerte, das verstand sich von selbst. Am Abend des vierten Tages kehrte die Prinzeß in ihr Haus zurück, ebenso unbemerkt als sie es verlassen, und erlöste die Gräfin Minette aus einer allerdings höchst fatalen Lage, denn eben hatte der Gesandte von *** schriftlich angefragt, ob er der Prinzeß am andern Morgen aufwarten dürfe, um ihr eine Mittheilung seines Hofes zu machen. Der Knabe, dem die Prinzeß das Leben gegeben, war mit seiner Amme in der Neumark auf einem Gute meines Vetters, des Obristlieutenants von Sandow, der das Kind für das des Grafen von Rothenburg hielt, welcher ihn um diese Gefälligkeit gebeten, und ihn auch bei diesem Glauben ließ. Dort ist das Kind im dritten Lebensjahre, ebenso wie seine frühere Amme, an den Pocken gestorben; die Mutter der Amme, eine alte treffliche

Frau, habe ich darnach zu mir genommen, und sie ist meinen Kindern eine treue Pflegerin gewesen. Dem Grafen Rothenburg habe ich den Tod des Kindes in Ausdrücken angezeigt, die ihm allein verständlich waren; daß er den Brief erhalten, kann ich nicht bezweifeln, er war sichern Händen anvertraut, der Prinzeß aber scheint er keine Anzeige gemacht zu haben, denn eine nicht unbedeutende Summe wurde jährlich von einem hiesigen Banquier an den Obristlieutenant von Sandow gezahlt, und hörte die Zahlung erst auf, als ich den Tod der Prinzeß schon vernommen. Sandow hat mehrmals an den Grafen von Rothenburg nach Paris geschrieben, und angefragt was mit dem Gelde werden solle, so viel ich weiß sind es über tausend Thaler, er hat aber so wenig wie ich jemals eine Antwort erhalten. Graf Rothenburg kam niemals wieder nach Berlin, und scheint seine Verbindungen mit Preußen ganz aufgegeben zu haben. Ich will gestehen, daß ich mich durch sein Benehmen anfänglich tief gekränkt fühlte, daß ich ihm aber doch schon längst verziehen hatte, als ich von seinem Tode hörte. Darum war es mir eine rechte Herzensfreude, als mir mein Sohn von seinem Verlöbniß mit der Gräfin

Rose schrieb; die Kinder der Männer, die einst einen ritterlichen Bund zur Vertheidigung einer edeln und unglücklichen Prinzessin schlossen, sie haben sich in Liebe gefunden und Gott gebe ihnen seinen Segen."

Der Alte schwieg einen Augenblick, dann schaute er hell auf und sprach hastig: „Nun, meine schöne Gnädige, nun wissen Sie eben so viel von dieser ganzen verzwickten, alten Geschichte, wie der alte Margendorff selbst; hier nehmen Sie die Papiere, machen Sie damit, was Sie wollen; nur um eine Gnade bitte ich, bringen Sie mich nicht mit der Gräfin Minette Rothenburg zusammen; Gott wird es mir verzeihen, wenn ich ihr Unrecht thue, aber ich habe von jeher eine ängstliche Abneigung gegen diese Frau gehabt, und mich immer von ihr zurückgehalten; ich glaube nicht daß ich sie mehr als drei oder vier Mal in meinem Leben gesehen habe. Es ist etwas Dämonisches in ihr, sie sah aus wie ein Kind, als sie schon längst mannbar war, aber ich bin überzeugt, daß sie niemals ein Kind gewesen. Ich will nicht Alles glauben, was ich von ihr gehört, aber daß sie einen höchst unglücklichen Einfluß auf die Prinzeß Cäcilie geübt, das vermag ihr der alte Ritter jener edeln Frau nicht zu verzeihen!"

Sowohl der Marquis als die Marquise dankten dem alten Herrn für seine Mittheilungeu, und versprachen ihm, daß er in keiner Weise mit dem Kindergesichte, das ihm noch jetzt eine bange Scheu einflößte, zusammengebracht werden sollte.

Idalie richtete noch verschiedene Fragen an den Major, die dieser gefällig beantwortete, doch wollte nunmehr kein rechtes Gespräch wieder in Gang kommen, weil alle drei von dem was sie gehört und gesprochen, noch zu sehr in Anspruch genommen waren. Es war deshalb Allen lieb, als sich die Thür öffnete, und Josias von Templin meldete, daß der Baron Remy wach sei und nach seiner Mutter verlange.

Man nahm Abschied von einander, und der Lieutenant von Templin begleitete seinen Oheim nach Hause; schweigend gingen die Beiden neben einander her, bis sie aus der Junkerstraße in die Markgrafenstraße gekommen, dort blieb Templin stehen und brach, erst zur Verwunderung, dann aber zur höchsten Belustigung des alten Herrn in eine wahre Fluth der sonderbarsten Flüche aus.

So standen sie eine ganze Weile neben einander, der Oheim lachte, der Neveu fluchte aus vollem Halse.

„Ich will drei Tage Heu fressen und Wasser dazu saufen, Ohm!“ rief der Lieutenant endlich weiter humpelnd, „wenn Du mich nicht für verrückt halten thust, aber siehst Du, so lange ich bei Ihr bin, da hat der Teufel keine Macht über mich, will ich fluchen, so sieht sie mich an, und der Fluch kommt nicht heraus, sobald ich aber um die Ecke der Junkerstraße komme, dann hat der Teufel wieder die Oberhand, nnd alle die Flüche müssen raus, die ich bei Ihr niedergeschluckt habe. Nicht wahr, Ohm, ich bin doch ein recht elender Kerl, mit einem Beine und auch so im Ganzen genommen?“

Der alte Herr sprach dem armen Rüpel freundlich und verständig zu, denn er sah wohl, wie schwer der Lieutenant zu tragen hatte, und wie blutsauer es ihm wurde, sich durch zu arbeiten. Das wurde dem Major um so leichter, als er ja selbst wegen eines Beinbruchs früher als es in seinem Wunsche gelegen, den Abschied hatte nehmen müssen!

Viertes Kapitel.

Am eigenen Heerd.

„Laßt das Feuer auf dem eigenen Heerd nicht erlöschen,
Denn es ist an der Flamme des Altars entzündet!"

E. M. Arndt.

Habt Ihr schon einen märkischen Spätherbsttag gesehen?

Tiefblau und wolkenlos ist der Himmel, ruhig leuchtend steht die Nachmittagssonne über der ruhigen Landschaft; es ist Friede zwischen Himmel und Erde, Frieden ist überall!

Leichte Nebelstreifen ziehen sich über die Wiesen, und der See dampft in der Ferne; Lüfte, balsamisch wie im Frühling, wehen linde um die bunten Blätter und spielen mit ihnen so sanft und sacht, und löst sich im Spiel doch eins und das andere vom Zweig, so tragen sie es langsam und schonend nieder und

betten es leise auf den schon so bunt bestreuten Boden. Der Rasen selbst, von Thau und Regen erfrischt und von der Sonne gewärmt, ist frischer und lieblicher wie im Sommer. Man hört auch wieder die Stimmen der Vögel im Walde, Käfer umsummen den Wanderer, der sich die heiße Stirn trocknet, es kommen Momente, wo man meint, es neige sich die Jahreszeit zum Frühling und nicht zum Winter.

Da fliegen weiße, zarte, wollige Streifen durch die laue, durchsichtige Luft, sie ziehen sich wie Fäden vom Spinngewebe über Dein Antlitz, sie hängen sich an Deinen Hut und wehen lang und endlos hinter Dir her; sie umspinnen den Hagebuttenstrauch am Wege, der schon nackt und kahl ist, und nur noch die eingeschrumpften Früchte zeigt, denen Niemand glauben will, daß sie einst liebliche Röslein gewesen, und dort hängen sie sich an die Aeste der alten Eiche und lassen sich vom Hauch der Luft sanft hin und her schaukeln.

Es ist ein eigener Zauber in dem märkischen Spätherbsttag, es ist da zu guter Letzt noch Mal so recht warm und schön, bevor der Winter kommt; man

soll ein recht helles, liebes Bild noch mit hinein nehmen hinter den Ofen.

Alter-Weibersommer heißt im Volksmund spöttisch solche Frühlingszeit im Spätherbst; das ist ein derber Name für ein zartes Stück Naturpoesie, aber bezeichnend ist er doch, denn so lieblich der Sonnenschein, er reift doch nichts mehr, er ist nur wie das letzte Lächeln eines Sterbenden, voll Erinnerung, voll Wehmuth, aber auch voll Hoffnung.

Schwärme von Vögeln ziehen über die märkische Landschaft, sie kommen weit von Mitternacht übers Meer und gehen weit nach Mittag hinab über das Meer; sie ziehen davon, aber wir wissen, daß sie zurückkehren.

Es giebt Zeiten in der Geschichte der Völker, die jenen Spätherbsttagen gleichen, der heiße Sommer des Ruhms ist vergangen, der Herbst hat seine Früchte gebracht, da schiebt sich noch ein Tag Alter-Weiber-Sommer ein, bevor das wüste Winterwetter des Unheils und des Verderbens herein bricht. Ein Tag Alter-Weiber-Sommer! ja, aber der Tag ist schön, voll Erinnerung und Wehmuth, aber auch voll Hoffnung, denn er hat die Verheißung eines Frühlings, der dem Winter folgt.

Als die Ruhmessonne des großen Friedrich sich zum Niedergang senkte, als die Aernte seiner Thaten geheimset war, da ging ein schöner Spätherbst, ein Alter-Weiber-Sommer, dem großen Unglücks-Winter von Jena vorauf. Laßt uns nicht spotten über jenen Alten-Weiber-Sommer, er hatte eine große Verheißung, die sich glänzend erfüllte, als unser Frühling von 1813 anbrach.

Still und schräg stand die Herbstsonne über der herbstlichen Landschaft; langsam reitet ein noch junger Mann an dem Ufer des köstlich-blauen, blanken Sees dahin. Ueber den ist mit ganzer Macht die wehmüthig-liebliche Spätherbststimmung gekommen, die großen, braunen Augen sind feucht und schweifen mit einem poetisch träumerischen Ausdruck über den stillen blauen Wasserspiegel, über die goldig strahlenden Säume des Nadelholzes drüben, sein Herz ist so voll von der Erinnerung, so schwer von Wehmuth, aber auch so reich an Hoffnung.

Der stattliche Reitersmann hat nur einen Arm, aber sonst sieht er stolz und kräftig aus, und sein hochbeiniges, eisengraues Roß schreitet gemach mit ihm dahin, nur zuweilen das Haupt tief senkend, als wolle

es dem schönen, großen Hunde, der gleichen Schritt mit ihm hielt, eine Bemerkung zuschnauben. Der Hund hebt dann auch wohl ein wenig den mächtigen Kopf, schaut ernsthaft aus den klugen Augen, und regt, wie zustimmend, die mächtige Ruthe ein wenig.

Dunkle Wolkenschichten steigen leise auf von Mitternacht und Abend, die Sonne hat sie bis jetzt zurück gedrängt, aber sie werden herauf kommen, sie werden eine Sturm- und Regennacht bringen, und morgen ist dann all die Herrlichkeit dahin, Glanz, Wärme und Duft, rauh fegt es über die Stoppelfelder und die Wälder rauschen unheimlich.

Immer tiefer sinkt die liebe Sonne, immer dunkler steigen die dichten Gewölke aus Mitternacht herauf, schon huschen breite Schatten gespenstisch über den grünen Anger, über den, sich vom See abwendend, der Reitweg hinläuft. — Der Reiter, tief in seine Gedanken und Träume versunken, achtet nicht darauf, aber der schöne, schwarze Hund an seiner Seite scheint darauf zu achten.

Das kluge Thier hebt, ohne seine Gangart zu ändern, die Nase ein paar Mal in den Wind, dann

drängt er sich näher zu dem Roß, und das versteht seine Mahnung auf der Stelle, es wirft den Kopf und beginnt leicht zu traben.

Der Reiter fährt auf aus seinem Traum, er faßt den Zügel fester und blickt sich halb verwundert um, er schaut die dunklen Wolkenschichten der Mitternacht, er fühlt den eisig kalten Anhauch des Windes, da ruft er halblaut: das war der letzte, schöne Tag in diesem Jahr, lebwohl liebe Sonne!

Das Roß schnob in den Wind, der Hund ließ ein tiefes, kurzes Gebell hören; die Beiden verstanden ihren Herrn ganz gut und gaben ihm ihre Zustimmung zu erkennen.

Der pensionirte Rittmeister Hans Carus von Margendorff, genannt Wassersuppe, die Leser werden unsern alten Freund in dem einarmigen Reiter schon erkannt haben, hatte nicht nöthig sein eisengrau Rößlein zu treiben, das ging von selbst in scharfem Trabe vorwärts, und der schwarze Hund hielt ohne Anstrengung daneben aus.

So erreichten die Drei denn bald ein kleines Laubholz, und als sie wieder heraus kamen, da hatten sie drüben auf dem grünen Hügel den alten Thurm

von Schatzlow vor sich, einen gewichtigen Feldsteinbau, den letzten Rest des festen Schlosses, auf welchen Die von Schatzlow ein halbes Jahrtausend gesessen. Schloß und Gut war durch die letzte Erbtochter des Geschlechtes im 17. Jahrhundert an Einen von Margendorff gekommen.

Unter dem Thurm an der Sonnenseite des niedrigen, aber hübsch bewaldeten Hügelrückens lag, fast behaglich anzusehen, lang hingestreckt das Dorf Schatzlow, und am östlichen Ende desselben das Herrenhaus mit seinen weitläuftigen Wirthschaftsgebäuden.

Einen Augenblick freute der Besitzer, denn hier waltete Hans Carus schon seit zwei Jahren als Herr, sich des anmuthigen Landschaftsbildes, der Schönheit seines Eigenthums, dann fiel es wie ein grauer Schleier darüber und der alte Thurm strahlte noch röthlich von der Sonne angehaucht; zugleich verkündete ein hohles Pfeifen, daß der Sturm mit der Nacht komme.

Hans Carus trabte durch den sandigen Hohlweg in's Dorf; er fühlte ein leises Frösteln und freute sich, daß ihm einzelne Leute in der Dorfstraße begegneten, welchen er einen freundlichen Gruß zurufen konnte, durch den er die unheimliche Stimmung brach,

die sich seiner zu bemächtigen drohte. Die Wellen klatschten laut an's Ufer, als er an dem Teich hinritt, der vor seinem Hofe lag und mit lautem, freudigem Gebell wurde er beim Einreiten bewillkommnet.

Das Herrnhaus von Schatzlow war ein langgestrecktes, niedriges Gebäude, es hatte nur ein Stockwerk und machte nicht die geringsten Ansprüche darauf für ein Schloß zu gelten; ein schmuckloser Fachwerkbau, in einer geldarmen Zeit bald nach der Verwüstung des dreißigjährigen Krieges aufgerichtet, von Scheuern und Ställen flankirt, wendete es die Vorderseite einem weiten Wirthschaftshofe zu, während rückwärts ein großer Baumgarten daran stieß, welcher den ganzen Abhang des Hügels einnahm.

Die kunstreichen Garten- oder Parkanlagen, mit denen sich in neuester Zeit fast alle Edelsitze umkränzen, waren damals noch sehr selten in der Mark Brandenburg; ein einfaches Blumengärtchen genügte meist den bescheidenen Ansprüchen der Frau vom Hause und den Fräuleins, seltener kam eine jener zierlichen französischen Gartenanlagen vor, die man jetzt so vornehm verachtet, oder bespöttelt, als geschmacklos verwirft, die aber doch trotz alledem ihren

großen Reiz haben. Die englische Parkgärtnerei führt die Landschaft bis in's Haus, die altfranzösische Kunstgärtnerei führte das Haus in den Garten. Beide Arten haben ihre Annehmlichkeiten und Vorzüge.

Hans Carus schwang sich ohne Hülfe des herbeieilenden Knechtes aus dem Sattel, man konnte wohl sehen, daß er seit längerer Zeit schon gewohnt war, ohne Hülfe der rechten Hand zu leben. Mit klirrendem Schritt betrat er den weiten Hausflur, von dem großen schwarzen Hunde gefolgt, der würdevoll hinter ihm her ging und die Schaar kleinerer Hunde, welche dem Hausherrn mit freudigem Gebell entgegensprang, kaum eines Blickes würdigte. Als Hans Carus eine Thür zur Linken öffnete, blieben auch die kleinern Hunde sämmtlich zurück und nur der große schwarze, der den Heldennamen Condé führte, trat neben seinem Herrn mit einer Unbefangenheit ein, welche deutlich verrieth, daß er allein zu diesem Eintritt vollkommen berechtigt sei.

Die Dämmerung herrschte schon in dem langen, niedrigen Gemach; man konnte wohl sehen, daß Menschen darin waren, aber man konnte sie nicht mehr erkennen.

Ein mehrstimmiges „Guten Abend!" und „Willkommen!" begrüßte den eintretenden Hausherrn, welcher zärtlich eine warme Wange küßte, die ihm eine schlanke Frau bot, welche ihm ihre Rechte auf die Schulter legte, während Condé die herabhängende Linke mit Eifer leckte.

„Habt Ihr wieder mal Dämmerstunde gehalten?" fragte Hans Carus lachend, „ich kann Euch nicht erkennen, seid gegrüßt allesammt im Finstern!"

„Die erste Dämmerstunde in diesem Jahr!" sagte eine tiefe Stimme aus dem Hintergrunde hervor.

„Guten Abend, lieber Vater!" rief Hans Carus, die Stimme erkennend.

„Rathe doch, mein Sohn, laß sehen, ob Du unsere Stimmen alle erkennst!"

„Nun, Mamachen, Du machst es mir wenigstens nicht zu schwer!" lachte der Sohn und schlang seinen Arm um die schlanke Taille seiner Gemahlin.

„Und wer bin ich, Onkel?" fragte ein silberhelles Stimmchen.

„Ah! Dich erkenne ich gleich," scherzte Hans Carus, „das ist die Baßstimme des Majors von Platen auf Viehlefang!"

„Falsch! falsch!“ rief das Stimmchen glückselig, „Du hast's nicht errathen, Onkel, aber ich will Dir's sagen, wer ich bin, ich bin die kleine Sophie Dorothee!“

„Ach, das ist ja nicht möglich,“ scherzte der Hausherr weiter, „wo käme denn die kleine Sophie Dorothee zu einer so tiefen, dicken Stimme?“

„Aber ich bin's doch, Du kannst's glauben, Onkel,“ versicherte das Kind treuherzig, „frage nur die Großmutter, ich sitze auf ihrem Schoß!“

Alles lachte.

Jetzt fragten ein paar Stimmen zugleich, aber Hans Carus hatte genug des Scherzes und rief: „gebt Euch keine Mühe, Ihr jungfräulichen Blüthen am Heldenbaume der Margendorff, wer Eine von Euch gesehen hat, hat Euch alle gesehen, blond, blauäugig, stumpfnäsig und alle Augenblicke roth werdend, kein Unterschied! und wer Eine von Euch gehört hat, hat Euch alle gehört, das liebliche Organ, Flötenstimme mit etwas Stockschnupfen!“

„Unsere Schwägerin hat einen sehr galanten Bruder zum Manne!“ bemerkte Eine der Damen etwas gereizt aus der Finsterniß heraus.

„Daran erkenne ich meine Agnete," lachte Hans Carus, „die ist immer etwas leichter verschnupft wie die Andern, aber ich bitte, laßt Licht bringen!"

„Onkel hat geglaubt, ich wäre der Major von Platen!" triumphirte die kleine Sophie Dorothee auf dem Schoß der Großmutter.

„Halt, noch kein Licht, ich bitte!" sagte plötzlich eine harte und doch dünne Stimme, „erst muß er errathen, wer ich bin!"

„Wer kann das sein?" fragte der Hausherr stutzend.

„Rathe, rathe, kluger Bruder, rathe!" riefen die Schwestern lachend und spottend.

Hans Carus sann eine Weile, er würde es auch schwerlich gerathen haben und wahrscheinlich verdrieß- lich geworden sein, wenn ihm nicht seine Gemahlin, die ihren guten Gefährten ganz genau kannte, ganz leise einen Namen ins Ohr geflüstert hätte.

„Papa," rief er jetzt, „ich fürchte, Sie haben einen Wolf in unsern Schafstall gelassen in meiner Abwesenheit, es ist die Stimme eines Wolfes, aber wer ist dieses gefährliche Thier?"

„Er räth es nicht! er kann es nicht errathen!"

triumphirte der Chor der jungfräulichen Schwestern und die kleine Sophie Dorothee triumphirte mit.

„Nun, jubelt nicht zu früh!“ entgegnete Hans Carus, „ich denke, lieber Vater, daß wir für unsere Schäflein nichts zu fürchten haben, der Wolf ist wohl mit einem einzigen Schäflein zufrieden, und zieht vergnügt ab, wenn wir ihm nur die Agnete lassen!“

„Ich will drei Tage Heu fressen und Wasser dazu saufen, wenn er's nicht errathen hat!“ ließ sich die blecherne Stimme des Herrn Carl Josias von Templin verdrießlich vernehmen.

Alles sprach, kicherte und lachte durcheinander.

„Willkommen auf Schatzlow, Vetter Templin,“ nahm Hans Carus jetzt das Wort, „ich muß Dir aber gleich zweierlei sagen, erstens ist es gar nicht hübsch von Dir, daß Du Dein lästerliches Fluchen so gleich wieder anfängst, sobald meine Schwägerin, die gestrenge Frau Marquise, nicht zugegen, dann aber zweitens, hast Du Dich selbst zu drei Tagen Heu und Wasser verurtheilt, denn ich hab's nicht errathen, ich habe Deine Stimme nicht erkannt, meine Frau hat mir verrathen, daß Du's wärest!“

Nun brach ein Sturm scherzhaften Unwillens

gegen die edle Frau Rose von Margendorff los und selbst die kleine Sophie Dorothee sagte ernsthaft: „nicht wahr, Großmutter, es ist sehr unrecht von Tante Rose, daß sie uns verrathen hat; man muß niemals etwas verrathen, sagt Großvater, niemals, sagt er!"

Während Rose also von allen Seiten gescholten wurde, fuhr Hans Carus fort, den armen Templin zu necken, indem er ihn fragte, ob er sich mit dem einen Schäflein bei Wasser und Heu recht wohl befinden werde, ihn endlich aber doch tröstend versicherte, Agneta's Kuß vermöge das Wasser, wenn auch nicht in Wein, aber doch vielleicht in Bernauer Bier und das Heu zur Noth in eine Art Sauerkraut zu verwandeln; auf eine Bratwurst dazu, meinte er schließlich, sollte es ihm dann auch nicht ankommen, daran werde seine Wirthschaft in Schatzlow nicht zu Grunde gehen.

Während dieser Neckereien wurde endlich Licht gebracht, drei Armleuchter erhellten den Raum, wenigstens soweit, daß man sich zu erkennen vermochte und zeigte die Familie in verschiedene anmuthig häusliche Gruppen vertheilt.

In der Mitte stand die elegante Gestalt des Hausherrn im knappen grünen Reitkleid, er hielt Rose's zarte Gestalt mit seinem Arm umschlungen, welche ihr zierliches Köpfchen an seine Schulter lehnte und stolz und glücklich aus ihren großen, grauen Augen um sich blickte.

Diesen zunächst an einem Fenster saß Fräulein Agnete, ganz so aussehend wie der Bruder zuvor seine Schwestern geschildert. Agnete war ein gesundes Landfräulein von stattlicher Fülle mit dem freundlichsten, gutmüthigsten Gesicht von der Welt; hinter dieser derben Blondine aber ragte die dürre Gestalt des Lieutenants von Templin empor, hart und grade, und wenn er den Arm ausstreckte, so sah er einem Wegweiser täuschend ähnlich, nur daß er nicht mit Oelfarbe schwarz und weiß gestreift angestrichen war, sondern einen bis an den Hals zugeknöpften blauen Rock von militairischem Schnitt trug.

Seit einem halben Jahre war Herr von Templin der Verlobte der blonden Agnete; die Marquise hatte ihre Erziehung des ehemaligen Rüpels damit beendet, daß sie den Gebesserten mit dem trefflichen Mädchen verlobte, welches einen Winter in Berlin

bei ihr zugebracht. Eine besondere Leidenschaft war dieser Verlobung nicht vorausgegangen; Beide verlobten sich mit einander eigentlich nur, weil es Idalie wollte und sie beiderseits ein felsenfestes Vertrauen, sowohl in die Einsicht, als auch in die guten Absichten der Marquise setzten. Seit sie aber verlobt waren hatten sie sich gegenseitig schätzen und auch lieben gelernt. Ihre Hochzeit sollte in dem nächsten Monat gefeiert werden und Templin war am selben Nachmittage zum Besuch eingetroffen.

Die drei andern Fräuleins saßen nebeneinander an der Langseite des Tisches, emsig mit Näharbeit für die Ausstattung der Schwester beschäftigt. Wir brauchen über sie nichts weiter zu sagen, Hans Carus hatte recht, wer Eine seiner Schwestern gesehen, der hatte sie Alle gesehen, so ähnlich waren sie sich, nur die Jüngste hatte wie ihr Bruder die braunen Augen des Vaters, nicht die blauen der Mutter, wie ihre Schwestern.

Gar anmuthig aber war die Gruppe am obern Ende der Tafel, dort saß der hübsche alte Herr, der Major, neben seiner guten Alten, wie er seine Gemahlin zu nennen pflegte. Frau von Margendorff

aber, obwohl ehedem keine Schönheit, war eine sehr angenehme und würdige alte Dame geworden; ihr kleines weißes Gesicht, mit silbergrauem Haar umrahmt, bildete einen reizenden Contrast mit dem pausbäckigen, rosigen Kindergesicht der Enkelin, die sie auf ihren Knieen hielt. Die kleine Sophie Dorothee aber hielt mit ihren Händchen den würdigen schwarzen Condé an den Ohren fest und dieser duldete die etwas derben Liebkosungen des Kindes mit der stoischen Gelassenheit eines griechischen Weltweisen.

Sophie Dorothee war die Tochter von Hans Carus ältester Schwester, welche an einen Herrn von Sellenthin, einen Gutsbesitzer in der Nachbarschaft verheirathet war; die Enkelin war fast immer bei der Großmutter, die das muntere Kind vorzüglich liebte.

Agnete setzte sich mit ihrer Arbeit zu den Schwestern, auch die edle Hausfrau nahm ihren gewohnten Platz an der Tafel ein und Hans Carus trat zu Templin, nach den Verwandten und Freunden in Berlin fragend.

Aus diesem Gespräch konnte Derjenige, welcher den Lieutenant von Templin früher gekannt, so recht

abnehmen, wie mächtig das Wesen dieses Mannes verändert war; freilich war er noch immer etwas hölzern und mitunter ziemlich derb in seinen Ausdrücken, auch lief ihm noch immer die gewohnte Betheuerung, daß er drei Tage Heu fressen und Wasser dazu saufen wollte, ziemlich geläufig über die Lippen, aber sie war lediglich ein unschädliches Surrogat für die schändlichen und lästerlichen Flüche, die ihm ehedem so mundgerecht gewesen. Und auch diese doch nur lächerliche Betheuerung würde sich Templin wahrscheinlich abgewöhnt haben, wenn ihn die Marquise ernsthaft dazu angehalten. Idalie war aber sehr klug, sie überhörte diese Betheuerung geflissentlich; sie ließ ihn dieselbe so sagen, damit sie ihm desto eher die andern Flüche abgewöhnen könne. Uebrigens war das doch nur Nebensache; es wurde aus dem Gespräch selbst klar, daß damit eben auch eine geistige Veränderung, eine seelische Reinigung des ehemaligen Rüpels stattgefunden, denn in den Urtheilen und Mittheilungen des Lieutenants war zwar keine Zartheit der Empfindung, keine besondere Delicatesse der Gefühle, keine schwunghafte Erhebung des Geistes bemerkbar, aber doch auch keine Spur von der ehe-

maligen bestialischen Rohheit, Verwilderung und Bösartigkeit. Aus dem Rüpel war eben ein derber, aber wohlmeinender, nüchterner und das Beste wollender Landjunker geworden, der in seinem Kreise Tüchtiges leistete, grade und aufrichtig dachte, sprach und handelte. Die graue Excellenz würde ihre Freude an ihm gehabt haben, vielleicht aber hätte sie, trotz ihrer Klugheit, bei ihm nicht die Erfolge gehabt, wie die Marquise sie erzielt.

Es war ein großes Glück für den Templiner, daß er die edle Frau grade zu der Zeit auf seinem Lebenswege traf, wo seine ganze Kraft durch Verwundung und Krankheit gebrochen war. Er, dessen ganzer Stolz, ja, ganze Selbstachtung auf seiner körperlichen Kraft beruhte, er, der sich kein anderes Leben, als das eines Soldaten, Jägers und Reiters denken konnte, sah sich plötzlich körperlich schwach und hinfällig, untauglich zum Soldaten, zum Jäger wie zum Reiter; wilde Verzweiflung, bald in Niedergeschlagenheit, bald in Trotz bemächtigte sich seiner, der tüchtige und gute Kern in ihm wehrte sich nur noch schwach und schon war er nahe daran, sich dem Trunk zu ergeben und gänzlich zu Grunde zu gehen.

So ist schon mancher stärkere und bessere Mann zu Grunde gegangen, der nicht einmal so viel Entschuldigung hatte wie der Templiner, sondern der sich ganz einfach nur nicht wieder in die Stille und Regelmäßigkeit friedlicher Beschäftigungen hineinfinden konnte nach dem aufregenden, wechselvollen Leben des Krieges.

Idalie fühlte sofort eine herzliche Theilnahme für den jungen Mann, in welchem sie mit dem feinen Gefühl der Frau einen guten Kern mehr ahnete, als erkannte; es trieb sie, demselben zu helfen, aber leicht wurde ihr das wahrlich nicht gemacht, obwohl sie von Anfang an durch ihre edle und ernste Schönheit einen großen Einfluß auf den störrischen, trotzigen Junker übte. Sie war tapfer an ihrem Werk und ihr Gemahl unterstützte sie trefflich, bis sie endlich triumphirte und religiöse Empfindungen in dem harten Herzen des Templiners Eingang fanden. Carl Josias war, ohne es eigentlich zu wissen, in die Schule gegangen bei der edeln Frau, er war ein Mann geworden in dieser Schule. Mit großer Klugheit hatte endlich Idalie ihr Werk dadurch gekrönt, daß sie ihrem Zögling eine Frau gab, wie sie derselbe be-

durfte, ein geistig und leiblich gesundes Wesen, das bei aller Milde und Sanftmuth doch auch kräftig genug war, um ihm Respect einzuflößen. Fräulein Agnete war eine außerordentlich glückliche Wahl, das zeigte sich schon während des Brautstandes, denn bald genug fühlte sich heraus, mit welcher herzlichen Zuneigung der Templiner an seiner Braut hing, wie stolz er darauf war, ihre Neigung gewonnen zu haben und wie veredelnd das ganze Verhältniß auf ihn wirkte. Es war eben die Kraft des sittlichen Bandes, welche dem Mann zur Stütze wurde.

Ueber die Marquise und ihre Familie sprach sich Carl Josias niemals gegen Andere, als gegen seine Braut aus, die kurzen Andeutungen aber, in denen er Fragen nach ihnen beantwortete, zeugten von einem fast religiösen Dankgefühl; das trat auch äußerlich hervor, denn er sprach von Idalie stets in einem gedämpften Tone, etwa so wie man in der Kirche spricht. Seine Verehrung für die edle Frau war übrigens auf deren ganze Familie übergegangen; der Marquis und die Kinder, Idalie hatte außer ihrem Knaben auch noch Zwillingstöchter, schienen ihm kaum

weniger theuer zu sein. Er ahnete wohl dunkel den Segen des Familienlebens.

Der Templiner nahm sofort einen andern Ton an, als Hans Carus, nachdem er sich über seine Schwägerin und deren Familie unterrichtet, ihn nach Traugott Heinrich von Marnow, oder den Unterofficier Heinrich Marner, fragte.

„Das ist eine ganz verfitzte Geschichte, Vetter," sagte er brummend, „Du kannst mir's glauben, daß ich's an Nachfragen und Erkundigungen nicht habe fehlen lassen, aber an jedem Ort, wo ich eine Auskunft erhielt, bekam ich eine andere; wir müssen warten, bis das Feld-Artillerie-Corps wieder in Berlin eingerückt ist; aber ich fürchte, der arme Vetter, ein guter Kerl, aber wunderlich durch und durch, kommt nicht mit heim, der liegt wohl längst schon auf irgend einem Lazarethkirchhof begraben; und das wundert mich auch nicht, denn er war ja schon eine halbe Leiche, als ich in Luxemburg von ihm getrennt wurde. Es ist mir jetzt, als hätte ich Unrecht gethan, daß ich den armen Burschen dort im Lazareth ließ, obwohl der Feldscheer erklärte, daß er nicht weiter könne. Wäre ich nur damals nicht selbst so niederträchtig

herunter gewesen und hätte ich nicht so höllische Schmerzen an dem elenden Knochen da gehabt, wahrlich, ich hätte ihn nicht verlassen, er war doch unser Vetter und im Grunde ein guter Kerl!"

„Das war er," nickte Hans Carus beistimmend, „ich glaube auch, daß er's nicht überstanden hat; es ist ihm hart im Leben gegangen und kehrte er jetzt heim, so würde er auch keine besondere Freude haben; Du weißt, daß Heidersdorf in Concurs gekommen und verkauft ist. Der alte Marnow hatte eine so wunderliche Wirthschaft geführt, daß kein Mensch daraus klug werden konnte, Alles fort; unsere Cousine Sophie Dorothee von Sandow, hat auch nicht einen Groschen von ihrem Muttererbe erhalten, was den Sandower doch geärgert hat, obwohl er es nicht braucht und auch sonst nicht geizig ist."

„Was ist denn aus der französischen Madame geworden, die der Alte nachher heirathete? die den vertrackten Bengel von Sohn aus erster Ehe hatte? wie hieß er doch gleich?" fragte Templin.

„Sie ist nach Berlin gezogen, die schwarze Katze," erwiderte Hans Carus, „sie scheint sich bei dieser Vermählung mit der alten Marnow garstig verrechnet zu

haben, trotz ihrer Pfiffigkeit; sie soll es anfänglich gar nicht haben glauben wollen, daß nichts als Schulden vorhanden, denn sie hat ganz zuversichtlich ein Testament ihres Gemahls producirt, durch welches sie zur Universal-Erbin eingesetzt wurde. Der wunderliche, alte Oheim muß sich in der That für einen reichen Mann gehalten haben; vielleicht aber setzte er auch das Testament nur auf, um dem begehrlichen Drängen der schwarzen Katze zu entgehen!"

„Und wovon lebt nun die französische Wittwe?" fragte der Templiner weiter, „und was ist aus dem Schlingel, ihrem Sohn, geworden?"

„Sie hat eine Leibrente von ihrem ersten Manne," versetzte der Hausherr, „und was den Sohn betrifft, hm! er ist elend zu Grunde gegangen!"

Es widerstand dem edlen Manne, den Vetter davon zu unterrichten, in welchen Gestalten Baron Renger von Rabenberg demselben öfter nahe gewesen, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt; auch mochte er nichts von dem schrecklichen Ende des Menschen erzählen, von welchem er, so zu sagen, noch Augenzeuge in Frankreich gewesen.

Uebrigens hatte Carl Josias zu wenig Interesse für den Menschen, um weiter zu fragen.

„Als wir das letzte Mal bei der Großmutter," fuhr Hans Carus sinnend fort, „bei der grauen Excellenz in Lygum waren, nannte uns der treffliche alte General immer die vier Junker, obgleich der junge Baron von Rabenberg eigentlich nicht zu uns gehörte; zwei von den Vieren sind nun schon todt, wir Beide, lieber Vetter, allein noch übrig!"

„Ja," sagte der Templiner fast wehmüthig, „wir sind noch übrig, aber auch nur zum Theil, denn ich habe nur noch ein Bein und Du nur noch einen Arm!"

„Darum aber sind wir doch ganze Kerle!" rief Hans Carus nicht ohne Selbstbewußtsein.

„Ich bitte Dich, lieber Templin," mischte sich jetzt die Braut in's Gespräch, „sage doch nicht immer, daß Du nur ein Bein hättest, Du glaubst es zuletzt nur selbst; Dein Knie ist ja ganz heil!"

„Leider nur so steif, daß ich nicht ein Mal vor meiner Braut knieen kann!" erwiederte der Lieutenant, zu den Stuhl Agnete's tretend.

„Das Knieen erlaß ich Dir aber gern," rief

diese heiter; „wahrlich, Templin, es wäre zu lächerlich, wenn Du vor mir knieen wolltest!“

Während des sich nun entspinnenden allgemeinen muntern Gespräches hatte sich Frau Rose entfernt, um, ihre Pflichten als Hausfrau erfüllend, für das Abendessen zu sorgen.

Man aß damals in Mark Brandenburg noch zu Abend und die Landedeldamen waren selbst in den reichern Familien noch wirkliche Hausfrauen, die sich mit ganzer Kraft ihrem Hauswesen widmeten und es nicht verschmähten, selbst zu sorgen und zu rüsten.

In unsern Tagen hat man kaum noch eine Vorstellung von der Einfachheit, mit welcher der märkische Landadel bis weit in dieses Jahrhundert hinein lebte.

Es wurde noch wirklich zu Mittag das Mittagsessen eingenommen, das vornehme späte Diner hatte das Abendessen noch nicht zur Unmöglichkeit gemacht; von der höchst problematischen Poesie des Theetisches hatte jene Zeit noch keine Ahnung, dafür besaß sie die wirkliche Poesie des häuslichen Heerdes. Es mag jetzt Vielen lächerlich klingen, aber es lag doch ein gut Stück Poesie darin, daß die Frauen eines alten, in

Krieg und Frieden glorreichen Adelsgeschlechtes lange berühmt waren durch ihre Meisterschaft im — Seifenkochen; daß die Töchter eines andern edlen Hauses als Bleicherinnen einen geschätzten Ruf hatten, daß man die Damen der einen Familie als sparsam und schön rühmte, während die milde Freundlichkeit gegen die Armen und Kinder, welche den Töchtern des erloschenen edlen altmärkischen Geschlechts derer von Sanne, sprichwörtlich im Lande geworden war. Man nannte alle Fräuleins von Sanne „Mütterchen,“ und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war das Sprichwort im Schwange: „Wer ein Mütterchen freit, segnet sich für Zeit und Ewigkeit!“

Es soll damit übrigens unserer Zeit kein Vorwurf gemacht werden; es ist eben anders geworden, nur soll man nicht meinen, daß das anders werden überall ein besser werden sei.

Die Thür an der oberen Seite des langen Gemachs wird jetzt geöffnet, Frau Rose tritt wieder ein mit dem rasselnden Schlüsselbund am Gürtel und dem heitern glücklichen Gesicht, sie verkündet, daß die Abendmahlzeit gerüstet, und bietet zugleich ihrem Schwiegervater den Arm.

Das war so Haussitte bei den Margendorff's; Rose führte den alten Herrn zu Tisch, während ihr Hans Carus mit seinem Mütterchen folgte, das an der andern Hand die kleine Sophie Dorothee führte. Die Fräuleins ließen der verlobten Schwester mit dem Bräutigam den Vortritt.

Man ging damals noch mit einer gewissen Feierlichkeit zu Tisch und nicht allein in Schatzlow.

Der kleine Saal, in welchem man speiste, war sehr niedrig, die braune Balkendecke ruhete auf hölzernen Pfeilern, die mit Hirschgeweihen und einigen alten Jagd= und Kriegswaffen geschmückt waren. Durch den großen Ofen, der eine geräumige Nische bildete, durch ein paar mächtige Schränke, die vor Alter fast schwarz geworden, war der Raum gerade so weit in Anspruch genommen, daß keine Oede entstand; die Wände waren bis zu halber Höhe getäfelt, darüber hing ein volles Dutzend Bilder, lauter Margendorff's und Margendorffinnen, die Herren meist in Harnisch und Perrücke, die Damen hoch frisirt und mit einem Blumenstrauß in der Hand. Kunstwerth hatten die bunten Schildereien nicht, aber die Aehnlichkeit war nicht zu bestreiten, sie sahen sich nicht nur unter sich

ähnlich, sondern auch den Gesichtern der Lebenden, die unter ihnen wandelten.

Auf den Simsen unter den Bildern sah man allerlei Erbstücke aus dem Hausrath der Väter und Mütter, manches von Werth, und unter den Simsen saßen die Enkel auf denselben Stühlen, an denselben Tischen, an denen ihre Väter und Mütter einst gesessen.

In die Edelsitze der Mark Brandenburg war damals noch nicht jene traurige unhistorische Manie eingebrochen, welche, mit pietätlosem Herzen und profanen Händen, der Väter und Mütter Hausrath in die Rumpelkammern warf und die Ahnenbilder auf die Böden verwies, oder ihnen höchstens ein Plätzchen in staubigen Gängen und Corridors gönnte.

Jene traurige Zeit ist vorüber; was man vor vierzig und funfzig Jahren schnöde verwarf, man sucht es heute wieder hervor, man hält es in Ehren, und das ist dankens- und anerkennenswerth, aber die rechte Art ist's doch nicht. Hier finden wir die Erinnerungen an die Väterzeit in einem Gemach zusammengehäuft, da hat man denn im besten Falle ein Raritäten-Cabinet, recht interessant für Einhei-

mische und Fremde, auch wohl ein Steckenpferd für den Stolz, aber doch eigentlich nichts zur Belebung des Familiengefühls, der Zusammengehörigkeit der verschiedenen Generationen zu einem Stamme, was dem Adel wie dem Bürgerstand die rechte conservative Stärke giebt. An andern Orten hat das feine kunsthistorische Gefühl der Besitzer die Erbstücke aus den verschiedenen Generationen in verschiedene Zimmer vertheilt, das Fehlende oft mit großen Kosten ergänzt, und so hat man denn Gemächer erhalten, von denen eins vollständig im Geschmack des funfzehnten, ein anderes ebenso vollständig im Geschmack des sechszehnten Jahrhunderts meublirt ist. Auch das hat seinen großen Werth, aber das Rechte ist's doch auch nicht; das Rechte ist's nur, wenn die Enkel weiter leben in dem und mit dem, was ihnen die Ahnen verlassen, wenn sie nur die Lücken füllen, die mit der Zeit entstehen, und auch so die Erinnerungen gemeinsamer Abstammung, überlieferter Familiensitte, großer Trauer- und Freudentage, ja, einzelner wichtiger Stunden aufrecht erhalten. Solche Erinnerungen knüpfen sich viel öfter, als man denkt, an den Schrank der Großmutter, an den Lehnstuhl des Vaters, an

das Nähtischchen der Tante, oder sonst an ein Stück des Hausraths. Wohl den Kindern, die groß werden mitten unter den Erinnerungen an die Väter, deren Wiege neben dem Tisch der Großmutter steht! Freilich kann's da kommen, daß das leichte moderne Nähtischchen von brasilianischem Holze neben der schweren eichenen Truhe der Ahnmutter steht, und daß vor dem Wiener Flügel sich der blanke Nußbaumsessel der Großtante mit seinem braunen Lederkissen breit macht. Gewiß wird das Auge des Kunstverständigen die künstlerische Einheit vermissen, aber Jedem, der noch ein Herz hat für die Familie, wird es anheimeln in solchem Hause, das erwärmende Gefühl der Familien-einheit wird ihn umwehen und er wird empfinden, daß er in ein wirkliches Haus eingetreten; das Haus aber ist immer conservativ. Leider wird das Haus immer seltener in unsern Tagen; in den Städten giebt es beinahe nur noch Wohnungen oder Quartiere! Das einst mit Recht so hoch geachtete deutsche Bürgerhaus ist jetzt schon eine verklingende Sage!

Als die Familie Margendorff in den oben beschriebenen kleinen Saal eintrat, wurde sie dort von einer Frau in alterthümlicher Bauertracht und drei

ältern, so wie zwei jüngern Männern in dicken grauen oder grünen Röcken empfangen. Die Frau ist die Wittwe des Burgbauers aus Maasmünster, welche ihrer Herrin vom Ufer der Maas nach der Mark Brandenburg gefolgt ist, die Männer sind die Wirthschafts- und Forstbeamten von Schatzlow, welche stets an dem Herrentische speisen.

Dienerschaft ist nicht zugegen, denn die dampfenden Schüsseln mit Mehlbrei stehen schon auf dem Tisch, so wie Alles, was sonst noch gebraucht wird.

Der alte Herr von Margendorff tritt an den hochlehnigen Sessel am obern Ende der langen Tafel und wartet, bis Jedes hinter seinem Stuhl oder Sessel steht, dann nimmt er seine Mütze ab und spricht mit lauter Stimme ein kurzes Tischgebet, auf das Alle mit einem Amen antworten. Dann erst wird Platz genommen. Die Teller sind von blankem Zinn und neben jedem Teller steht ein gefüllter Bierkrug; aber wie die Sessel so verschieden sind, daß vielleicht nicht zwei sich ganz gleichen, so sind auch die Krüge verschieden; von der silbernen Kanne des alten Majors, in deren Deckel eine große Schaumünze eingelegt ist, bis zu dem zierlichen Glaskrüglein

der Frau vom Hause giebt es sehr verschiedene Arten von Trinkgefäßen, aber jeder Krug hat auch seine besondere Bedeutung für den, der daraus trinkt.

Die Braut Templin's trinkt aus einem sehr saubern weißen Porcellaintöpfchen mit goldenem Reifen und der Inschrift: „souvenez-vous-en? souvenez-vous-en?" auf dem Deckel, ein Geschenk der Marquise Sanglier de Gap; die Schwester daneben aber hat einen plumpen Steinkrug mit der Jahreszahl 1567, und einem Wappenschild darunter, der durch drei Spitzen längs getheilt ist, das Trinkgeschirr einer Ahnmutter, welche eine geborene von Königsmarck war, und wie das Fräulein, das jetzt den Becher gebrauchte, Ilsabe hieß.

So lange man speiste, wurde nur wenig gesprochen, danach aber begannen heitre und ernste Gespräche laut und leise durcheinander in rechter Fröhlichkeit. Die heiterste von Allen aber war die Hausfrau, der man das Glück, dessen sie sich bewußt war, nicht nur ansah, sondern auch bei jeder Rede, so zu sagen, abhören konnte.

Die Jahre schweren Leidens, großen Unglücks und langer Kümmernisse hatten auf die beiden Rothen-

burg'schen Schwestern ganz verschieden gewirkt; Idalie, die kluge, intriguante, phantasievolle Weltdame, war eine ernste, fromme Frau geworden; Rose, das dem Ernst zugeneigte, träumerische, zurückgezogene Mädchen hatte sich in eine frohe und oft sprudelnd heitre, stets geschäftige Landedelfrau verwandelt. Es war ihr so schwer geworden, diese Stellung an der Seite des geliebten Mannes zu erringen, sie hatte so viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, daß sie sich, wie sie ihrem Gemahl versicherte, immer noch in einer Art von Siegesgefühl und Triumphstimmung befand. Es wirkt auf das Gemüth einer Frau fast nichts so stark wie das Gefühl der Sicherheit, und Rose träumte noch jetzt zuweilen von den furchtbaren Scenen, welche sie bei dem Ueberfall von Maasmünster erlebt hatte, dann aber fand sie sich beim Erwachen mit wahrem Entzücken in dem heimlich-sichern Herrenhause zu Schatzlow in der alten Mark Brandenburg. Es verging auch fast kein Tag, an dem sie nicht mit ihrer getreuen Leidensgefährtin, der ehemaligen Burgbäuerin, von Maasmünster gesprochen hätte, aber eben der dunkle Hintergrund ließ ihr Gegenwart und Zukunft in so rosigem Lichte erscheinen.

Freilich hatte sie auch allen Grund, froh und dankbar zu sein, denn Alle, die um sie waren, kamen ihr voll der herzlichsten Liebe entgegen; die Schwestern ihres Gemahls verehrten sie wie eine Meisterin höherer Bildung, und wenn sich die märkische Eigenart auch kaum herbei ließ, das mit ausdrücklichen Worten anzuerkennen, so gab es sich doch unwillkürlich in dem ganzen Wesen kund; der alte Herr von Margendorff sah in Rose nicht nur seines Sohnes Weib, sondern auch die Tochter seines Jugendfreundes Reginald von Rothenburg, an dessen Person sich so viele Erinnerungen seines Lebens knüpften, und die gute Majorin, die Alles, was lebte auf Erden, auch liebte, die nie begriffen hatte, daß man irgend ein Geschöpf hassen könnte, die auch bei Andern nicht an Haß oder Neid glauben konnte, die machte in ihrem Herzen zwischen Rose und ihren eigenen Kindern nicht den geringsten Unterschied.

Es versteht sich von selbst, daß Rose am glücklichsten war durch den Mann, den sie liebte, und in der That hatte sich Hans Carus in der vortheilhaftesten Weise entwickelt; sein hitziges, aufbrausendes Wesen, wir erinnern uns, daß die graue Excellenz

ihn den Hitzkopf zu nennen pflegte, war zu einem gehaltenen Eifer, sein fliegender Enthusiasmus zu einer milden Herzenswärme, sein ungestümer Thatendrang zu einer regelmäßigen Thätigkeit geworden. Seine Verwundung, die langen Krankheitsleiden, welche dem Verlust des Armes folgten, hatten überdem in ihm eine leicht elegische Stimmung entwickelt, die man gerade bei edeln, feurigen Männern öfter findet, die aber seiner energischen Männlichkeit, wohl hauptsächlich durch Rose's Einfluß, einen zarten, fast poetischen Anflug gab.

Als man abgegessen, wurde der Tisch durch eine Magd abgeräumt, die Männer setzten sich mit ihren frisch gefüllten Bierkrügen um den alten Major, rauchten Taback und besprachen Wirthschafts-Angelegenheiten, während die Damen um das Mütterchen in der Ecke zusammenrückten und eine eifrige Plauderei begann, an der die kleine Sophia Dorothea lebhaften Antheil nahm, bis der Sandmann kam und sie, in einem großen Stuhle liegend, entschlummerte; vor dem Stuhle aber lag der schwarze Condé und schlummerte ebenfalls, nachdem er zuvor das weiße

Knie seiner kleinen Spielgefährtin zärtlich geleckt, das unbekümmert unter dem kurzen Röckchen hervorsah. Die Kleine schlief ganz fest und erwachte auch nicht, als Fräulein Ilsabe sie nachher auf ihre Arme nahm, sie von den Schwestern und der Großmutter zur Gute Nacht küssen ließ und endlich in ihr Bettchen trug. —

Fräulein Ilsabe kam zurück, setzte sich an ein kleines schmales Klavier, das freilich nur einen beinahe ängstlich dünnen Klang hatte und begann zu klimpern; man konnte wirklich nur klimpern auf dem armen alten Dinge, das übrigens seiner Zeit gewiß ein Prachtstück gewesen war, auch auf dem grünlackirten Deckel noch ein paar halbverwischte Goldblumen zeigte.

Kaum hatte Fräulein Ilsabe ein wenig geklimpert, so traten Rose und die Schwestern ebenfalls zum Klavier und fielen mit ihren frischen, hellen Stimmen ein, und der Chor klang so lieblich, daß auch Hans Carus und Carl Josias heran kamen. Hans Carus aber sang, seine Frau umschlingend, tapfer mit:

Das Mägdlein braun von Aug' und Haar
Kam über Feld gegangen;
Die Abendröthe schien so klar,
Die Nachtigallen sangen;
Ich sah' und hörte sie allein.
Dalderi, daldera!
Das Mägdelein soll mein' Herzliebste sein!

Ein Röckchen trug sie dünn und kurz
Und leicht geschnürt ihr Mieder;
Es weht ihr Haar, es weht ihr Schurz
Im Winde hin und wieder;
Die Strümpfe schienen weiß und fein,
Dalderi, daldera!
Das Mägdelein soll mein' Herzliebste sein!

Die bunte Kuh, gelockt mit Gras,
Kam her, vom Anger trabend,
Und als das Mägdlein melkend saß,
Da bot ich guten Abend
Und sah durch's Busentuch hinein.
Dalderi, daldera!
Das Mägdelein soll mein' Herzliebste sein!

Sie nickte mir mit holdem Gruß,
Da ward mir wohl recht bange,
Und herzhaft drückt' ich einen Kuß
Auf ihre rothe Wange,

So roth, so roth wie Abendschein.
Dalderi, daldera!
Das Mägdelein soll mein' Herzliebste sein!

Ich half ihr über Steg und Zaun
Die Milch nach Hause bringen,
Und gegen Ungethüm und Grau'n
Ein Schäferliedchen singen,
Denn dunkel war's im Buchenhain;
Dalderi, daldera!
Das Mägdelein soll mein' Herzliebste sein!

Die Mutter schalt: so spät bei Nacht!
Da stand sie, ach! so schämig!
Sacht, sprach ich, gute Mutter, sacht,
Das Töchterlein, das nehm' ich —
Nur freundlich, Mutter, willigt ein!
Dalderi, daldera!
Das Mägdelein soll mein' Herzliebste sein!

Während des Gesangs hatte Fräulein Agnete ihrem Verlobten, welcher das Lied nicht kannte, ein Buch, in graues Papier mit einem weißen Schild gebunden, gereicht. Der Templiner schlug es auf und las den Titel: „Mildheimisches Liederbuch von 518 lustigen und ernsthaften Gesängen über alle Dinge in der Welt und alle Umstände des menschlichen Le-

bens, die man besingen kann. Gesammelt für Freunde erlaubter Fröhlichkeit und ächter Tugend, welche den Kopf nicht hängt; von Rudolph Zacharias Becker."

O, Du gutes, altes Mildheimisches Liederbuch, Du durftest in keiner gebildeten Familie fehlen in jenen längst entschwundenen Tagen, als der Großvater die Großmutter nahm, wie schnöde bist Du jetzund vergessen!

Zwar trug auch das Mildheim'sche Liederbuch den breiten Stempel der Zeit, in welcher es entstand; neben jener empfindelnden, gemachten Liebe zur Natur und einer fast pinselhaften Verhimmelung eines ländlichen Lebens, das nirgendwo existirte, kam auch in diesen Liedern eine philisterhafte Flachheit, ein dürftiger Rationalismus, ein über alle Begriffe dünner Deismus zu Tage; mit einer fadenscheinigen Moral verknüpfte sich eine naive Lüsternheit und nicht wenige der Gesänge streiften weit über die Grenze der Plattheit und Geschmacklosigkeit — aber es kam darin doch auch das hausbacken tüchtige deutsche Wesen zu seinem Recht, es wurden auch tiefere und reinere Töne angeschlagen; durch das Mildheimische Lieder-

buch sind unter Andern manche Lieder von Matthias Claudius, dem Wandsbecker Boten, Eigenthum des Volks geworden. Das Buch war ein Repräsentant der Durchschnitts-Bildung seiner Zeit, darum hat es noch heut eine kulturhistorische Bedeutung.

Wir beklagen es nicht, daß das Mildheimische Liederbuch aus den Familienkreisen verschwunden ist, die sich an ihm einst erfreuten, erquickten und in ihrer Weise auch erbauten, es mußte verschwinden mit der Bildung, die es repräsentirte, aber es stimmt doch wehmüthig, daß ein Buch, das einst in allen Händen war, in so kurzer Zeit, kaum ein halbes Jahrhundert, so vollständig vergessen werden konnte, daß es jetzt Niemand mehr kennt, daß es beinahe zu einer literarischen Curiosität geworden ist.

Es ist nie wieder eine Liedersammlung zu dem Ansehen und der weiten Verbreitung des alten Mildheimischen Liederbuchs gelangt.

In dem edeln Herrnhause zu Schatzlow wurde an jenem Abend noch manches muntere Lied gesungen, bis man endlich mit dem Lieblingslied des alten Herrn von Margendorff den Beschluß machte:

Ich hab' ein kleines Hüttchen nur,
Steht fest auf einer Wiesenflur
An einem Bach, der Bach ist schön;
Willst mit in's Hüttchen geh'n?

Am Hüttchen klein steht groß ein Baum,
Vor ihm sieht man das Hüttchen kaum,
Schützt gegen Sonne, Kält' und Wind
Alle die darinnen sind.

Sitzt auf dem Baum Frau Nachtigall,
Singt auf dem Baum so süßen Schall,
Daß, wer den Baum vorübergeht,
Horcht, lange stille steht.

Fließt unter'm Baume hell der Bach
Schwätzt Alles süß den Vögeln nach.
Bin in dem Hüttchen ganz allein,
Mag's länger doch nicht sein.

In diesem Hüttchen König bin;
Schläft immer sich so süß darin,
Daß man, in tiefen Schlaf versenkt,
Nicht an's Erwachen denkt.

O Du, mein Liebstes auf der Welt,
Das Hüttchen Dir gewiß gefällt:
Bist zärtlich, rauhe Winde weh'n,
Willst mit in's Hüttchen gehn?

Fünftes Kapitel.

Preußen in Polen.

„Wem ein buntes Spiel das Leben
Dem bleibt Räthsel die Geschichte,
Aber Du siehst, ewig waltend,
Unerbittlich ein Gesetz!"

Metastasio.

Man hätte wirklich erst in den Kalender sehen mögen, um sich davon zu überzeugen, daß es Frühling war; freilich sah's auch auf der weiten Ebene, durch welche der leichte Wagen von vier Rossen gezogen dahin sauste, so ungefähr wie Frühling aus, aber der kalte Wind, welcher den Reisenden entgegenfegte, war so eisig und so winterlich, daß ihre Herzen nicht an das Grün glaubten, welches ihre Augen sahen.

Ueberall am Wege sproßten junge hellgrüne Grashalme, bläulich schillerndes Roggengras wallte

drüben im Morgenwind und auf der Wiese hier schimmerten neben den rosenrothen Schwalbenaugen auch die goldigen Köpfchen der Wiesenranunkel; es ließ sich nicht bestreiten, daß sogar die Lerchen sangen, aber trotzdem hüllten sich die Reisenden in ihre Pelze und dampften aus ihren kurzen Pfeifen mit großen, schönen Meerschaumköpfen so eifrig, als ob sie glaubten, der dünne, aromatische Rauch des amerikanischen Krautes sei ein Schutzmittel gegen den letzten, oder vorletzten Anhauch des Polnischen Winters.

Freilich waren diese weiten Ebenen jetzt Preußisch, führten sogar den Namen Süd-Preußen, obwohl sich etwas Südliches in diesem Augenblick wenigstens nicht verspüren ließ, aber Winter und Wind waren sicherlich noch Polnisch und die schwärzlichen Massen an den Abhängen waren noch wirklicher Schnee, der nichts gewonnen hatte durch den dicken Staubüberzug, unter welchem er sich versteckte.

Es war noch sehr früh und die Reisenden freuten sich darauf, daß es wärmer werde, wenn die Sonne höher komme; es war nicht der erste Tag ihrer Reise in Südpreußen und sie erinnerten sich mit Vergnügen daran, daß sie am Tage zuvor am Morgen

ebenso gefroren hatten und dann doch genöthigt gewesen waren, lange vor Mittag noch, ihre Pelze auszuziehen.

Der Reisenden waren drei; ein noch junger Criminalrath aus Bromberg mit einem offenen heitern Gesicht und lachenden, blauen Augen, dem stets ein schalkhafter Zug um die breiten Lippen des etwas großen Mundes spielte; ein eleganter Capitain von dem Infanterie-Regiment von Rüts und ihnen gegenüber auf dem Rücksitz ein Actuar des Criminalgerichts.

Die drei Herren bilden eine Königliche Commission, beauftragt die Anzeichen einer Polnischen Verschwörung in diesem Landestheile, auf welche die obere Behörde aufmerksam gemacht worden, zu prüfen und zu verfolgen.

Zu wie vielen solchen und ähnlichen Commissionen hat Preußen sein Polnischer Besitz schon gezwungen und wie viele wird derselbe noch nöthig machen?

Noch sah übrigens diese Commission sehr friedlich aus, erst im nächsten Städtchen sollte sich ihr ein Commando von Szekuli's Husaren als Escorte anschließen.

Die Landschaft begann malerisch zu werden;

rechts vom Wege zog sich eine mit Birken bestandene Hügelreihe hin, links trat ein ziemlich bedeutender See ziemlich dicht an die Straße heran. Der Wind hatte sich gelegt, still und wellenlos lag die bleifarbene Wasserfläche da, hohes dichtes Schilfgebüsch stieg überall an den Ufern empor, und ein Stück Nadelholz bohrte sich spitz und scharf zwischen die Straße und den See ein; die unten braunen oben gelben Stämme der Fichten standen aber so dünne, daß sie überall den Blick auf den See frei ließen.

Die Sonne stieg immer höher, die Wasserfläche begann in einem stumpfen Schimmer sich zu regen, warme Dünste dampften auf von dem Boden, die ganze Temperatur änderte sich und die belebende Wärme wirkte auch auf die Reisenden, die bis dahin nur geraucht und gar nicht gesprochen hatten.

Zunächst brachte der Criminalrath eine durch zierliches Korbgeflecht geschützte Flasche und einen kleinen silbernen Becher zum Vorschein, füllte denselben vorsichtig nur halb, um den edeln Ungar-Wein nicht durch eine stoßende Bewegung des Wagens verschüttet zu sehen, und bot ihn dem Capitain, indem er heiter scherzend sagte: „kosten Sie, Herr

Capitain, und sagen Sie mir dann, ob die Lippen unserer schönen Polnischen Freundin süßer sind, oder ihr Wein!"

„Auf Ehre!" erwiderte der Capitain, nachdem er getrunken, „ich glaube, Herr Criminalrath, Sie haben mehr die Gunst des schönen Weibchens gewonnen, als ich, denn mir hat sie die Flasche nicht gefüllt!"

„Jedem das Seine," entgegnete der Criminalrath heiter, „Ihnen, dem muntern Junggesellen, bot das schöne Weib die süßen Lippen, mir, dem gesetzten Ehemann und Familienvater reichte sie den köstlichen Trank!"

„Herr Criminalrath sind sehr gütig, weiß die Ehre zu schätzen!" dankte der Actuarius den geleerten Becher zurückgebend.

„Sie scheinen die Ehre höher zu schätzen als den Wein!" lachte der Criminalrath sich selbst versorgend.

„Muß allerdings bekennen, daß ich kein Weinverständiger bin," erwiderte der schon ältliche Beamte heiter, „der Herr Criminalrath können denken, daß ich nicht oft genug Gelegenheit zum Weintrinken

habe, um Weinkenner zu werden; meine Stelle ist zwar gut, aber ich habe außer meiner Frau und meinen acht Kindern, fünf Knaben und drei Mädchen, auch noch für meine alte Mutter und eine unverheirathete Schwester zu sorgen!"

„Also zwölf Magen täglich zu füllen!" rechnete der Capitain.

„Und wie viel haben Sie, Herr?" fragte der Criminalrath.

„Ich habe 350 Thlr. seit Neujahr," erwiederte der bescheidene Mann, „das höchste Fixum bei uns!"

„Und wie viel haben Sie an Sporteln und Neben-Einnahmen?" fragte der Criminalrath weiter.

„O! im letzten Jahre," versetzte der Actuarius stolz, „bin ich fast auf 200 Thlr. gekommen!"

Der Criminalrath nickte befriedigt, der Actuar hatte wirklich eine für die damaligen Verhältnisse ganz beneidenswerthe Stellung, wenn auch freilich die Weinzunge dabei nicht in Uebung kommen konnte; der Capitän dagegen, ein wohlhabender Edelmann, stellte Versuche an heraus zu rechnen und sich klar zu machen, wie es der Actuar anfangen möge mit

550 Thalern jährlich zwölf Personen zu nähren und zu kleiden und acht Kinder zu erziehen.

Er begriff's auch nicht, als sich der Actuar auf seine Bitte sich bemühete, es ihm klar zu machen und auf brave Collegen hinwies, die noch geringere Einnahmen, aber allerdings nicht ganz so viel Kinder hatten.

Die drei Deutschen Menschen, welche da durch das nun Preußische Polen fuhren, sprachen Jeder eine besondere Mundart. Der Criminalrath sprach halberstädtisch, das heißt, halb obersächsisch singend, halb niederdeutsch aspirirend; der Capitain war ein Pommerscher Junker und redete das nur mäßig verbesserte Plattdeutsch seiner Heimath mit breitem Munde, der Actuar sprach in den hohen und scharfen Tönen Königsbergs.

Die Sprache hatte damals noch lange nicht die Uniformität wie heut zu Tage, es kamen zu jener Zeit die verschiedenen Mundarten noch viel mehr zu ihrem Recht und Wenige nur bemüheten sich, den Dialect zu vermeiden, die Provinzialismen abzulegen und „reines Deutsch" zu sprechen. Das Aufhören der sprachlichen Besonderheiten in der Gesellschaft hat nicht günstig

auf unsere Büchersprache gewirkt, es ist ihr damit eine Quelle, die ihr stets Neues zuführte, verstopft. Je mehr aber die Stammesbesonderheiten und provinciellen Mundarten verschwinden, desto breiter macht sich der „Jargon,“ die undeutsche, ausländische Sprechweise herrschender Kreise und Richtungen. Das einst so vielfach angefochtene Militair-Deutsch war ein Jargon, das jetzt florirende Zeitungs-Deutsch ist ein Jargon und das Parlaments-Deutsch ist auch ein Jargon. Es erhebt sich keine Stimme mehr gegen diese und doch sind sie viel gefährlicher als das Militair-Deutsch, welches sich nur fremder Worte bedient, die der Sprache selbst keinen Eintrag thun können, weil sie entweder nach und nach einer Umformung unterliegen, oder immer fremd in ihr bleiben, während das Zeitungs-Deutsch und das Parlaments-Deutsch mit ihren französischen und englischen Constructionen und Wendungen den Geist der Sprache fälschen und ihren nationalen Charakter angreifen.

In heiterer Stimmung erreichten die Reisenden den Krug, wo die Rosse getränkt und gefüttert werden sollten; derselbe hatte mit den offenen Stadeln an beiden Seiten ein so ächt Alt-Polnisches Gepräge

daß die Reisenden durchaus keine Lust hatten, einzutreten. Ihr Eintritt würde auch in keiner Weise einen Zweck gehabt haben, denn zu bekommen ist in einem solchen Polnischen Kruge nur zweierlei: für Geld nämlich Schnaps und zwar sehr schlechter Schnaps, umsonst aber Ungeziefer und zwar sehr viel Ungeziefer. Sie blieben also, ihre Pfeifen rauchend, vor dem Kruge stehen, und der Criminalrath, welcher die Gabe der Unterhaltung im höchsten Grade besaß, begann scherzend: „Sehen Sie, Herr Capitain, vier Dinge beobachte ich stets bei einem Polnischen Kruge, nämlich den Krugwirth, die Krugkatze, den Krughund und die Krugmagd. Ist der Buckel des Krugwirths eben so krumm wie der der Krugkatze? das ist die eine Frage; ist der Krughund ebenso zudringlich wie die Krugmagd scheu? das ist die andere Frage. Ich versichere Sie, es gehören lange Studien dazu, um diese Problemata auch nur annähernd zu lösen! Man muß sich zunächst klar machen, was ist z. B. die Krugmagd; sehen Sie sich hier dieses wohlerhaltene Exemplar der Species Krugmagd an? Es ist ein zweibeiniges, baarfüßiges Wesen mit einem zwar groben aber sehr schmutzigen Hemde bekleidet, das hellblonde

Haar ist gescheitelt und starrt hinten in einem erbärmlichen Zopfe über den Nacken hinaus. Ihre Füße sind unbekleidet wie bei der Venus Amathusia, mit der sie aber sonst keine Vergleichspunkte bietet!"

Der Officier lachte laut, und scheu huschte das wohlerhaltene Exemplar der Species Krugmagd vorüber.

„Nun," fuhr der Criminalrath lustig fort, „hier haben Sie den Krughund, geben Sie der zudringlichen Bestie einen Tritt, sonst ist Ihr Pelz bald mit einer bösen Einquartierung belegt; dort schauen Sie die Krugkatze, die uns mit entschiedenem Mißtrauen betrachtet; welcher Species, oder ich will sagen, welchem Genus geben Sie den Vorzug?"

„Ich kann gerade nicht sagen," erwiderte der Capitain scherzend, „daß mir diese Species Krughund besonders gefiele; womit ich übrigens diesem geschätzten Exemplare nicht zu nahe treten will, im Allgemeinen aber ziehe ich doch den Hund der Katze vor!"

„Sehr gut," versetzte der Criminalrath, „Sie ziehen den Hund der Katze im Allgemeinen vor, warum aber? Machen wir uns zunächst klar, worin der Gegensatz zwischen Hund und Katze besteht: Der

Hund streift bei Tage umher und schläft des Nachts, die Katze thut das Gegentheil; der Hund wedelt mit dem Schwanze, wenn er sich freut, die Katze, wenn sie zornig wird; der Hund heult, wenn man ihn schlägt, die Katze ist ganz still; der Hund ist schmutzig und muß mit Gewalt gereinigt werden, die Katze ist immer reinlich; der Hund folgt dem Herrn und verläßt das Haus mit ihm, die Katze bleibt im Hause und läßt den Herrn ziehen; dem Hunde wird unwohl und bange beim Gewitter, die Katze dagegen ras't in lustigen Sprüngen herum, wenn ein Gewitter herauf zieht, sie ist elektrisch; der Hund ist gefräßig, er frißt noch, wenn er satt ist, die Katze ist immer mäßig; der Hund schlingt Alles hinunter, er frißt gern aus der Hand des Menschen, er kostet und schmeckt nicht, die Katze dagegen macht stets Umstände, wenn sie aus der Hand fressen soll, sie thut es nicht gern, man muß ihr das Stück an die Erde legen, dann leckt sie erst daran, kostet, frißt langsam und schmeckt; der Hund sieht gern seinen Herrn an, und hält den Blick des Menschen standhaft aus, die Katze dagegen läßt ihren Blick in die Höhe schweifen auch da, wo nichts zu sehen ist, sie will die Blicke

des Menschen vermeiden; wenn man sie scharf ansieht, schließt sie die Augen bis auf eine ganz schmale Ritze und stellt sich schlafend, sie folgt aber blinzelnd allen Bewegungen des Menschen; der Hund stirbt vor Jammer auf dem Grabe seines Herrn, die Katze frißt die Leiche ihres Herrn an; der Hund lernt allerlei, die Katze lernt nie ein Kunststück, dagegen hat sie mehr natürliches Ingenium; der Hund hat selten einen eigenen Willen, er folgt und ist gehorsam, die Katze ist eigensinnig und giebt nie einen Plan auf, kein Streicheln, kein Liebkosen kann sie halten, wenn sie gehen will; die Hunde schnarchen und träumen laut, die Katzen nie; der Hund ist an fremden Orten gleich zu Hause, er läuft ohne Umstände überall herum und beschnuppert Alles, die Katze dagegen ist an fremden Orten ersichtlich ängstlich, es ist höchst interessant, sie dabei zu beobachten, ich habe das öfters gethan; sie trottet ängstlich herum, sie sucht einen Ausweg zur Flucht und in der Angst wird der sonst so leise Katzentritt hörbar; ich hatte ein Mal einen sehr merkwürdigen Anblick, ich hatte nämlich eine Katze meines Vaters in das Haus eines Schulfreundes gebracht, ängstlich trottete das große schöne

Thier im Flur auf und ab, da ersah sie eine Maus, augenblicklich war die Angst vergessen und sie betrieb die Jagd nach allen Regeln; sobald sie aber unsere Bewegungen daran erinnerten, wurde ihr wieder bange, und nun entstand in ihr ein merkwürdiger Kampf zwischen ängstlichem Heimweh und angeborener Jagdlust; die Katze greift nicht gern an, außer wenn sie Junge hat, sie vertheidigt sich am liebsten hinter Verschanzungen, der Hund attackirt; die Katze liebt die Höhlen, das Dunkle, sie kriecht gern in einen Kasten, während der Hund sich darin sehr unglücklich fühlt, Sie kennen das Sprichwort vom Mops im Tischkasten!"

„Um Gotteswillen, hören Sie auf, Herr Criminalrath!" rief der Capitain mit komischer Angst, „mir wird ganz hündisch zu Muthe bei Ihrem Vortrag!"

„Ich will zum Schluß kommen," fuhr dieser mit unerschütterlichem Ernste fort, „die Katze ist und bleibt ein einsames Raubthier, der Hund dagegen ist ein geselliges, in Heerden lebendes Thier; ich bin überzeugt, daß der Hund seinen Herrn nur für einen höhern Hund hält, der ganz bewundernswürdig auf den Hinterfüßen zu gehen weiß, die Katze dagegen

hat das Bewußtsein, daß sie ganz andern Stammes als der Mensch!“

„Was!“ rief der Capitain, auf den Krughund deutend, „Sie behaupten, Herr Criminalrath, daß dieser abscheuliche Köter mich für seines Gleichen hält und mich nur wegen meiner Kunst, auf zwei Beinen zu gehen, bewundert?“

„So ist es, Herr Capitain,“ erwiderte der Criminalrath ernsthaft, „und darum ziehe ich, für meine Person, die Katze dem Hunde vor, denn die Katze hält mich wenigstens nicht für ihres Gleichen!“

„Vielleicht aber für eine viel schlechtere Gattung?“ scherzte der Capitain, „sehen Sie die verdammt suffisante Manier, mit der die abscheuliche Bestie in die Höhe blickt, es ist, als wolle sie uns übersehen, auf Ehre! sie erinnert mich an die alte mecklenburg'sche Hofmarschallin, meine gnädige Tante, die sah auch accurat so aus, wenn sie Jemandem, der ihr nicht vorgestellt war, nicht sehen wollte!“

So scherzten die Reisenden gut gelaunt noch eine ziemliche Weile vor dem Kruge, bestiegen dann ihren Wagen wieder und fuhren noch einige Stunden hindurch, bis sie kurz vor Mittag am Fuß eines kleinen

Hügels anlangten, und jetzt einen unordentlichen Ort von Schindel- und Strohdächern, von der hellsten Mittagssonne beschienen, vor sich liegen sahen.

Es war das jenes Städtchen, wo die Commission die schützende Husaren-Escorte finden sollte, ein Städtchen, vor dessen geschriebenen oder gedruckten Namen der deutsche Mensch mit demselben wehmüthigen Blicke stille steht, wie der verirrte Gebirgswanderer vor der glatten, steilrechten Felsenwand, welche zu ersteigen eine klare Unmöglichkeit ist. Es ist ihm unmöglich, diese Haufen von Consonanten auszusprechen, ja, er macht nicht einmal den Versuch dazu, acht Consonanten und ein Vocal! Das ist einer deutschen Zunge gar nicht zuzumuthen! Dieser eine armselige Vocal erinnert an des großen englischen Dichters: „Was? für einen Pfennig Brod zu einer so unbilligen Menge Sect!"

Hört man aber den Namen des Städtchens aussprechen, so staunt man fast noch mehr, denn wozu diese unbillige Menge von Buchstaben, um zwei arme, kleine, leichte Sylben zu schreiben?

Am Eingange, oder um uns vornehmer auszudrücken, am Thore des Städtchens stand links eine

Schildwache, welche unglaublich ernst und würdig auf den heranrasselnden Wagen blickte, während rechts an einer Lehmwand, auf ein weißangestrichenes Brett gemalt, der Königlich Preußische schwarze Adler thronte, der aber in seiner fast kläglichen Magerkeit nur ein Zeugniß mehr für den totalen Verfall der Heraldik in jenen Tage ablegte.

Zu der Schildwache trat der Accise-Einnehmer, aber er wich höflich zurück, als die Schildwache vor dem Capitain salutirte und der Diener des Criminalraths viel lauter und viel wichtiger als nöthig, oder auch nur klug war, sein „Königliche Commission" vom Kutschbock niederrief.

„Du bist ein Esel, Franz!" sagte der Criminalrath ärgerlich zu seinem Diener, „Du unterstehst Dich nicht, noch einmal „Königliche Commission" zu rufen, bevor ich Dir's befehle!"

Der Getreue, er war von Dardesheim bei Halberstadt gebürtig und rühmte sich, ein specieller Landsmann der Frau Criminalräthin zu sein, hing die Ohren und betrachtete das polnische Städtchen mit schiefen und sehr unfreundlichen Blicken.

Uebrigens war der Anblick des Orts, der sich

an beiden Seiten der Straße lang hinstreckte, auch nichts weniger als angenehm; Schmutz und wieder Schmutz; die Häuser schienen fast alle dem Verfall raschen Schrittes entgegen zu gehen; das fiel aber unsern Reisenden durchaus nicht auf, denn es war damals in Polen überall so. Der Ort war sonst bedeutender als sie geglaubt hatten, und als sie den Marktplatz erreichten, zeigten sich ihnen auch einige bessere Gebäude. Man sah da eine stattliche Kirche, ein Kloster dahinter, ein paar steinerne Häuser sogar, die ein alterthümlich vornehmes Ansehen hatten, eine Apotheke und endlich einen großen Gasthof mit breiter Thorfahrt, welcher sich durch den Postadler über dem ersten Parterrefenster und durch das schwarzweiße Schilderhaus neben der Thür zugleich als Sitz des Postamtes und Wohnung des Platz-Commandanten auswies.

Bevor die Reisenden noch diesen Hafen erreicht hatten, war ihr Wagen von einem bunten Haufen von Kindern, Bettlern und Juden umgeben. Die Kinder schlugen Räder, liefen auf den Händen und producirten, ganz unbekümmert um die Mangelhaftigkeit ihrer Kleidung, allerlei Kunststücke, die von Talent

und Uebung zeugten, die Bettler jammerten ihre Litanei her und die Juden priesen alle möglichen und nicht möglichen Dinge zum Kauf an, erboten sich zu Diensten und Besorgungen, darunter auch zu denen, die durch den trefflichen Trojaner Pandarus eine Art von antikem Glanz bekommen haben.

Diese Dienste wurden hier übrigens mit einer so erhabenen Gleichgültigkeit öffentlich angeboten, daß dem Criminalrath sowohl wie dem Capitain die Schamröthe in's Gesicht stieg.

Die Reisenden waren froh, daß sie endlich den Wagen verlassen und sich vor diesem Gesindel in die Wohnung des Posthalters retten konnten. In dieser Stube, welche leidlich rein gehalten, hier den Eindruck einer fast unmöglichen Sauberkeit machte, trat ihnen nicht nur der Posthalter, sondern auch der Lieutenant von Warburg, der die im Ort garnisonirende halbe Compagnie commandirte, mit einem Gruß entgegen, dessen Herzlichkeit hinlänglich verrieth, wie selten hier ein Besuch.

Während der Actuar mit dem Postknecht und dem Diener aus Dardesheim das Abpacken des Wagens besorgte, zogen sich die beiden Officiere zurück,

der Posthalter aber führte den Criminalrath in ein kleines hübsches Schlafzimmer, und stellte sich freundlich zur Verfügung der Königlichen Commission, von deren bevorstehenden Ankunft er schon durch zwölf Husaren unterrichtet war, welche einige Stunden zuvor eingetroffen.

„Sie haben gedient, Herr Posthalter?“ fragte der Criminalrath den freundlichen Alten.

„Gewiß,“ erwiderte dieser lächelnd, „und wenn sich der Herr Criminalrath auch meiner nicht mehr erinnern, so ist's mit mir doch anders; ich habe einundzwanzig Jahre beim Regiment Herzog von Braunschweig in Halberstadt gestanden und habe den Herrn Referendarius Schwarz nicht vergessen, den ich oft genug mit dem Herrn Hauptmann von Kleist und dem Herrn Hauptmann von der Knesebeck zu dem Herrn Canonicus Gleim habe gehen sehen!“

„Ei! da sind wir ja alte Bekannte und Landsleute!“ rief der Criminalrath erfreut und schüttelte dem Postmeister die Hand. „Wie sind Sie denn hierher verschlagen?“

„Ich machte eine gute Heirath, wurde zeitig Feldwebel, und hatte das Glück, eine nicht unbedeu=

tende Summe in der Lotterie zu gewinnen; auf Fürsprache Sr. Durchlaucht des Herzogs erhielt ich hier die Postmeisterstelle und die Posthalterei; meine Frau wollte von Halberstadt fort, weil uns die Leute dort obenhin behandelten; sie konnten's nicht vergessen, daß ich gemeiner Soldat gewesen, die kleine Frau hat ihren Stolz, sie ist eine Beamtentochter; nun sind wir schon drei Jahre beinahe hier und es geht uns ganz gut, so gut es nämlich einem ehrlichen Preußen unter dieser Polnischen Nation gehen kann. Der Verkehr ist sonst freilich nicht groß, aber ich habe täglich eine ziemlich besetzte Post, die Abends zwei bis drei Stunden hier liegt, also täglich eine Abendtafel für die Passagiere und die Woche zwei Mal eine sehr stark besetzte Post, die hier Mittag macht, da haben wir denn oft zwanzig Personen am Tisch, zuweilen noch mehr!"

„Das freut mich, lieber Landsmann," sagte der Criminalrath, „erinnert mich aber auch an mein Mittagbrot, wie steht es damit?"

„Sorgen Sie nicht," erwiderte der Postmeister lachend, „in einer kleinen halben Stunde wird gespeis't, meine Frau ist eine gute Köchin, Sie bekommen ächt

halberstädtische Küche, keine Polnische, meine Alte hat sich nur noch nicht gezeigt, um Ihnen nachher im vollen Staat aufwarten zu können!"

Der Criminalrath ließ sich behaglich und durch die eben eröffneten Aussichten in merklich heitere Stimmung versetzt, in einen bequemen Armsessel nieder und bat den Postmeister, neben ihm Platz zu nehmen. Dann begann er vertraulich: „Ich habe hier eine ziemlich unangenehme Commission, ich soll die Klöster W. und Z. nach Waffenvorräthen durchsuchen, hauptsächlich aber mich über die Stimmung des Adels hier unterrichten, man hat Spuren, daß eine Verschwörung auf einen Aufstand hinarbeitet, es ist Ihre Pflicht als Königlicher Beamter mich dabei zu unterstützen, und ich darf mich wohl zu Ihnen des Besten versehen?"

„Das dürfen Sie gewiß, Herr Criminalrath," entgegnete der Postmeister eifrig, „ich bin ein fester Preuße, müßte ein Hundsfott sein, wenn ich's nicht wäre, denke auch, daß ich's schon gezeigt habe, denn wir stehen hier auf einem schlimmen Posten, schlimmer, als man in Berlin denken mag."

„Erzählen Sie mir, wie's hier steht," bat der

Criminalrath, „Sie müssen Gelegenheit gehabt haben, Manches zu sehen und zu hören, was Andern entgeht!“

„Das schon,“ erwiderte der Postmeister! „nur müssen Sie nicht zu viel erwarten, denn es wimmelt hier um jeden Preußen von Lug und Trug, wir sind hier unter den Juden und Polen wie verrathen und verkauft, und wir sind verloren allesammt, sobald uns das Gesindel nicht mehr fürchtet. Sehen Sie, Herr Criminalrath, sobald die beiden Officiere mit ihren sechszig Mann hier abziehen, sind wir an diesem Ort fünf Preußen, nämlich ich und mein Kutscher, ein Accise-Einnehmer, ein Accise-Beamter und ein verabschiedeter Feuerwerks-Lieutenant, der bei dem Accise-Einnehmer lebt; die Polen können uns Allen die Hälse abschneiden, ehe Hülfe aus der Kreisstadt kommt, die vier Meilen weit ist!“

„Darum wird hier aber immer ein Truppen-Commando gehalten,“ bemerkte der Criminalrath, „der Punkt ist in mehr als einer Hinsicht von Bedeutung!“

„Das ist unser Trost!“ entgegnete der Postmeister.

„Auch wird ein Gericht hierher verlegt werden!“ setzte der Criminalrath hinzu, „ich weiß es bestimmt!“

„Ei, das ist eine gute Nachricht!“ rief der Postmeister, sich die Hände reibend. „Doch, was ich sagen wollte,“ fügte er hinzu, „es ist wirklich nicht recht geheuer, die Polnischen Edelleute zeigen in ihrem Benehmen, daß sie etwas im Schilde führen, und die Priester, Herr Criminalrath, das ist die Hauptsache, sind rühriger als je und zeigen uns dabei eine Freundlichkeit, die ihnen nicht vom Herzen kommt. Selbst der hochmüthige Propst da drüben, der sich scheinbar nicht um uns kümmerte, seit er gleich nach unserer Ankunft versuchte, meine Frau katholisch zu machen, und ziemlich derb abgewiesen wurde, ist wieder freundlich wie ein Ohrwürmchen. Es kommen seit einiger Zeit auch oft Edelleute von weit her und haben Besprechungen in der Propstei, das sind indessen lauter Dinge, die Ihnen nicht viel helfen werden, allgemeine Anzeichen, ich habe aber etwas Besseres für sie. Da ist nämlich der verabschiedete Feuerwerks-Lieutenant, Klinker heißt er, der bei seinem Verwandten, dem Accise-Einnehmer wohnt, der Mann ist auch Soldat gewesen, stand beim Königlichen Feldartillerie-

Corps, guter, stiller Mann mit einer netten, hübschen Frau; doch ich wollte von dem Lieutenant Klinker sprechen; nun, der Klinker, der erfährt Alles, und ich bin überzeugt, daß der Herr Criminalrath großen Vortheil davon haben würden, wenn Sie mit dem Feuerwerks-Lieutenant reden wollten!"

„Das will ich gewiß," versetzte dieser, „aber sagen Sie mir doch, lieber Postmeister, wie es zugeht, daß der Lieutenant Klinker Alles erfährt!"

„Ich glaube, daß ich kein Unrecht thue," erwiderte der Gefragte nach kurzem Besinnen, wenn ich Ihnen das Geheimniß des Mannes mittheile, es gilt ja den Dienst des Königs! Nun, also, erstlich hat der Lieutenant nichts zu thun, ist immer bei Wege, läuft überall hin und ist in seiner Weise überall dabei mit Spaß und Narrenspossen, das aber haben die Polen gern; zweitens hat der Lieutenant, es ist ein Kerl wie ein Elephant, hier im Ort eine Liebschaft mit einer schmucken Polnischen Wittwe, die denkt, sie hat ihn im Garn, es ist aber umgekehrt und durch die Wittwe weiß er viel, die Hauptsache aber ist, daß Niemand weiß, daß der Feuerwerks-Lieutenant Polnisch versteht!"

„Ah!" rief der Criminalrath, welcher augenblicklich begriff, welche Bedeutung dieser Umstand haben konnte.

„Ja," fuhr der Postmeister fort, „es ist ein merkwürdiger Mann, dieser Lieutenant, er hat gleich, als er hierher kam, begriffen, wie nützlich ihm und uns Allen seine Kenntniß der Polnischen Sprache werden könne, wenn er sich nicht verriethe, und er hat sich nicht verrathen, auch nicht ein Mal, auch ich würde nichts davon erfahren haben, wenn er sich mir nicht selbst entdeckt hätte, als ich vor einiger Zeit bestohlen wurde und er mir den Dieb anzeigte. Selbst sein Verwandter, der Accise-Einnehmer, weiß nicht, daß er Polnisch versteht; der Einnehmer hat mühselig ein bischen Polnisch gelernt, er kann sich jetzt mit den Leuten verständigen, ich hab's lange so weit nicht gebracht, werde auch wohl nie sprechen lernen und verstehen kann ich's auch nicht, es ist eine furchtbare Sprache, Herr Criminalrath!"

„Es hat nicht Jeder die Gabe," tröstete der Beamte den Postmeister, der wirklich etwas betrübt über seine erfolglosen Sprachstudien zu sein schien, „aber ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mitthei-

lungen und jedenfalls muß ich den Herrn Lieutenant sprechen, wie machen wir das am Besten?"

„Nun, das ist nicht schwierig," meinte der Postmeister, „der Herr Criminalrath bleiben doch heute hier, Sie fahren morgen in aller Frühe aus, dann kommen Sie Nachmittag noch bei guter Zeit, das heißt, so lang es hell ist, nach dem Kloster W., das ist nothwendig, denn im Finstern sind die Wege dahin gar nicht zu passiren. Sie besuchen heut Nachmittag den Einnehmer, das wird den Mann freuen, dort sprechen Sie den Lieutenant, ich werde dafür sorgen, daß er zu Hause ist."

In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft und auf das „Herein!" des Criminalraths erschien eine hübsche, kleine, runde, muntere Frau, welche der Postmeister als seine Frau vorstellte, nachdem sie knixend gemeldet, daß das Mittagbrod bereit.

Schwarz reichte der Postmeisterin sehr artig seinen Arm, worüber diese vor Vergnügen gewaltig roth wurde, dann führte er sie hinunter und tauschte auf der Treppe schon mit ihr eine Menge von Erinnerungen an Halberstadt aus. Der Criminalrath erinnerte sich zwar der Frau selbst nicht mehr, aber

ihren Vater, welcher Botenmeister bei der Regierung gewesen, hatte er gut genug gekannt, und er vernahm mit Vergnügen, daß der bekannte Fabeldichter Lichtwehr, welcher als Rath bei der Halberstädtischen Regierung gestanden, der Pathe der Frau Postmeisterin gewesen.

Man spricht so gern von der Heimath, wenn man so weit nach Polen hinein gerathen! Außer unsern Reisenden und dem Postmeister nebst seiner Frau nahmen an der Wirthstafel nur noch die beiden Officiere der im Ort stehenden Infanterie Theil, die Preußen waren also ganz unter sich, denn das Polnische Mädchen, welches die Speisen auftrug, sprach und verstand nur wenig Deutsch. Die Gerichte waren einfach, aber gut, und auf Halberstädtische Weise bereitet, wie es der Postmeister verkündet hatte, so daß sich der Criminalrath bei seinem Ungarwein, der damals in Polen überall von besonderer Güte zu bekommen war, bald recht behaglich fühlte und die kleine Gesellschaft durch seine muntere Laune so angenehm unterhielt, daß er sie weit über die gewöhnliche Zeit hinaus an den Tisch fesselte.

Nach aufgehobener Tafel setzten sich die drei Of-

ficiere zu einem Kartenspiel, der kinderreiche Actuar und die kinderlose Postmeisterin erzählten sich in der Küche gegenseitig ihre Familienverhältnisse, der Criminalrath aber und der Postmeister gingen aus, um den Accise-Einnehmer und den Feuerwerks-Lieutenant zu besuchen.

Juden, Bettler und Kinder zeigten sich wieder in Menge, doch hielten sie sich scheu zurück, sie schienen den langen Stock des Postmeisters und dessen großen Spitz zu fürchten, der mit einer fast verdrießlichen Miene neben seinem Herrn hertrabte und sich zuweilen ganz bedenklich nach den Leuten umsah.

Aber auch die Fenster und die Thürschwellen hatten starke Besatzung und manches feurige Polnische Auge blickte dem stattlichen Criminalrath, der in seinem blauen Frack, seiner gelben Weste und seinen Steifstiefeln eine recht schmucke Figur machte, mit einem Ausdruck nach, der durchaus nichts Feindseliges hatte, obwohl derselbe ein Preuße war.

„Die Weiber und Mädchen hier,“ bemerkte Schwarz seinem Begleiter, „sind hübsch genug, wenn sie nur nicht so entsetzlich schmutzig wären!“

„Schmutzig, liederlich, faul und verlogen!“ entgegnete der Postmeister mit sichtlicher Geringschätzung.

„Und die Männer?“ fragte der Criminalrath.

„Die sind das Alles auch, aber noch tückisch, feige und versoffen dazu!“ lautete die Antwort.

„Nun, nun,“ wehrte Schwarz gutmüthig, „es wird wohl auch Ausnahmen geben und neben den schlimmen werden auch bessere Eigenschaften zu bemerken sein!“

„Ausnahmen?“ rief der Postmeister, „es ist möglich, ich habe freilich noch keine gefunden, aber ich will's nicht bestreiten, und was die bessern Eigenschaften betrifft, so kann davon nur bei den Edelleuten die Rede sein; da giebt's Tapferkeit, Kühnheit, Großmuth, Feinheit, ja, ja, aber das Volk ist so schrecklich verwahrlos't, so furchtbar herunter gekommen, daß Einem das Grauen angeht, wenn man nur daran denkt; bei uns zu Hause hat man keinen Begriff von dem Elend hier!“

„Das ist die Aufgabe Preußens, aus diesem Volk etwas zu machen!“ sagte Schwarz ernst.

„Aber, was wollen Sie denn aus solchem Lumpenpack machen, Herr Criminalrath?“ fragte der Postmeister erstaunt.

„Ordentliche Menschen und getreue Unterthanen des Königs!" lautete die feste Antwort.

„Aus diesen Leuten, nimmermehr!" entgegnete der Postmeister im Tone vollster Ueberzeugung.

„Geht es mit diesen nicht, so gelingt es bei deren Kindern!" beharrte der Criminalrath.

Der Postmeister schüttelte den Kopf, endlich sagte er: „Ja, wenn die Priester nicht wären!"

„Laßt's gut sein, Postmeister," meinte Schwarz, „auf den ersten Hieb fällt kein Baum! auch hier wird es, wenn auch langsam, anders werden, Preußische Beamte, Preußische Soldaten, Preußische Colonisten, Preußische Gutsbesitzer endlich; ei! wir werden diese Polnische Wirthschaft nach und nach doch klar machen!"

„Herr Criminalrath, Sie sind viel jünger als ich, aber auch Sie werden's nicht mehr erleben!" versicherte der Postmeister.

„Was thut das!" erwiderte Schwarz, „der Staat arbeitet nicht für heute und morgen allein, sondern auch für die ferne Zukunft!"

Das mochte dem guten Postmeister, so verständig

er auch war, doch nicht recht einleuchten, er schwieg still und zeigte auf ein Häuschen, welches sich durch einen saubern Anstrich und helle Fenster sehr vortheilhaft vor seinen Nachbarn auszeichnete. Der Adler über der Thür verkündete die Accise-Einnahme.

Das kleine Haus hatte kein Stockwerk, nur noch ein paar Kammern in den Dachgiebeln; es war aber auf deutsche Weise eingerichtet; hatte einen schmalen Flurgang, an welchem links vornheraus ein einfenstriges Stübchen, nach hintenheraus aber die Küche lag, auf der rechten Seite waren zwei mäßig große Stuben. Hinter dem Hause befand sich ein kleiner Hof mit einem Stall und daran ein Stück Gartenland.

Das war die Amtswohnung des Unterofficiers a. D. und Königlichen Accise-Einnehmers Traugott Heinrich Marner.

Als der Criminalrath und der Postmeister auf den nicht sehr reinlichen Flur traten, derselbe konnte nicht reinlich sein, weil zu viele Polen hier verkehrten, sahen sie an der Thür zur Linken ein Papier auf welchem in größerer, sauberer Schrift zu lesen war: „Hiob Klinker, Königlicher Feuerwerks-Lieutenant a. D.“

Auf der Thür zur Rechten las man nur das einfache Wort „Einnahme."

Der Criminalrath lächelte über diese harmlose Eitelkeit schreibkundiger Männer, die bei diesen Anzeigen schwerlich daran gedacht hatten, wie selten Einer dieses Haus betreten werde, der im Stande, ihren Hinweis zu lesen, geschweige denn die saubere Fraktur zu würdigen.

Der Postmeister klopfte an die Thür der „Einnahme" und trat mit seinem Begleiter in das niedrige Gemach, welches Amts-Local und Wohnzimmer zugleich war.

Unser alter Freund Heinrich Marner war nicht mehr der kleine Junker von Heidersdorf, auch nicht mehr der straffe Soldat früherer Zeit, seine Gestalt war gebückt und hager, sein Gesicht bleich und fast kränklich, in seinen Augen zeigte sich eine freundliche Zurückhaltung, um seinen Mund eine gewisse Müdigkeit.

Er empfing die beiden Gäste mit ernster Freude, man sah, daß ihn der Besuch freute, zugleich aber auch mit einem Wesen, welches nicht das eines gewöhnlichen Unterofficiers und Accise-Einnehmers war. Der scharfe Blick des Criminalisten bemerkte das auf

der Stelle, obwohl er keine Ahnung von der Herkunft des Mannes hatte.

Marner bat die Herren, Platz zu nehmen und bemerkte, daß der Lieutenant sogleich erscheinen werde, beantwortete die Fragen seiner Gäste freundlich und gefällig, hörte ihnen artig zu, sprach aber selbst nur wenig.

Die Einrichtung des Zimmers war nicht nur einfach, sondern sogar ärmlich, aber im höchsten Grade sauber.

„Meine Frau und mein Kind!“ sagte der stille Einnehmer und eine gewisse Freudigkeit verklärte sein bleiches Gesicht für einen Augenblick, als eine beinahe ärmlich gekleidete, aber bildhübsche Frau mit einem Kinde auf dem Arme und einem gelben Tüchlein um die Schultern durch die Nebenthür eintrat.

Auch Julie (sprich Schüli, denn ihre Mutter war von der französischen Colonie, wie wir wissen) hatte sich sehr verändert, seit wir sie in der Scheffelgasse in Berlin gesehen, aber aus dem hübschen Mädchen von damals war jetzt eine sehr hübsche Frau geworden. Der Criminalrath verstand sich auf Frauenschönheit, er war entzückt von der edeln Gestalt und dem lieblichen

Gesicht der jungen Mutter, der Stolz und Zufriedenheit aus den hellen Augen leuchteten.

Munter erwiederte Julie den Gruß der Herren, prunkte nicht wenig mit ihrem hübschen Knaben, ließ das Kind all seine Künste zeigen und warf dabei von Zeit zu Zeit so ausdrucksvolle Blicke auf ihren Mann, die dieser in gleicher Weise erwiederte, daß der Criminalrath sich selbst sagte: „wahrlich, dieser stille Einnehmer ist ein glücklicher Mann, obwohl er brustkrank ist!"

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen und herein schob sich die mächtige, vierkantige Gestalt des Feuerwerks-Lieutenants mit dem großen Kopf voll buschiger Haare und den kleinen, listigen Augen darin. Hiob Klinker hatte sich gar nicht verändert, er schien auch nicht älter geworden zu sein, er reichte den beiden Herren die gewaltige Hand und packte dann mit einem gewissen Ungestüm den kleinen Knaben, der bei seinem Anblick freudig jauchzte und mit Händen und Füßen nach ihm hin arbeitete.

Ohne weitere Umstände begann Hiob Klinker das Gespräch mit dem Criminalrath, während er das Kind tanzen ließ und allerlei Possen mit ihm trieb.

Die Mutter mußte ihren Liebling bei ihm in sicherer Hut wissen, denn sie ging ruhig hinaus; der Criminalrath sah mit Bedauern die Entfernung der hübschen Frau.

„Es giebt nächstens etwas, Herr Criminalrath," sagte Hiob Klinker, „so weit ist es richtig, aber Sie sind hier auf der falschen Fährte, nicht hier, sondern drüben zwischen der Weichsel und Warthe brechen diese Tollköpfe los, sie wollen einen großen Schlag führen, was es an Waffen giebt wird von hier fortgeführt, alle die Führer sind schon fort, Waffen werden Sie im Kloster W. nicht finden, darauf verlassen Sie sich, ja, wenn Sie vier Wochen früher gekommen wären! aber jetzt ist das Nest leer. Indessen, Sie müssen hin, wie Sie sagen, vielleicht finden Sie etwas anderes dort. Wenn's Ihnen recht ist, werde ich Sie begleiten; es ist unter Umständen nicht übel einen Mann bei sich zu haben, der das Land kennt, abgemacht! Ich kann Ihnen die Namen von all den Edelleuten nennen, die sich an dem Aufstand betheiligen, für jetzt mag Ihnen das freilich nichts nützen, aber nachher kommt's in Betracht; wissen Sie, Herr Criminalrath, daß ich mich freue, daß diese Narren wie-

der Mal losbrechen? dadurch arbeiten sie uns in die Hände, jemehr Revolten, desto mehr polnisch Land in deutsche Hand, je ärmer die Polen, desto wärmer die Preußen, jetzt sind erst ein paar Preußen in Polen, es wird aber besser werden von Jahr zu Jahr und am Besten wird es sein, wenn hier ebenso gut Preußen ist, wie um Berlin herum, ob dann noch hier und da ein Paar Polacken unter uns sind, darauf kommt dann weiter nichts an!"

Das war eine harte und derbe Rede, aber es lag eine gewisse Wahrheit darin.

Auf eine Frage des Criminalraths erwiederte der Lieutenant: „Morgen werde ich Ihnen mehr sagen können, habe mich eigentlich um den ganzen Spuk bis vor ein paar Tagen wenig gekümmert, einmal, weil ich wußte, daß die Geschichte fern von hier explodiren soll, zweitens, weil die Königliche Regierung hinlänglich gewarnt ist, drittens endlich, weil ich der Ansicht war, daß nichts daraus werden würde, wie aus so vielen solchen Anschlägen der Polen nichts wird, ihrer eigenen Uneinigkeit wegen; erst seit vorgestern weiß ich, daß es dieses Mal Ernst ist und daß wirklich ein großer Schlag geführt werden soll, nämlich,

daß ein bewaffneter Aufstand im größesten Maßstabe organisirt ist, welcher gegen die Königlichen Truppen das Feld zu halten gedenkt!“

„Darf ich fragen, Herr Lieutenant,“ forschte der Beamte, „warum Sie seit vorgestern an einen ernsthaften Aufstand glauben?“

„Weil ich erst vorgestern erfuhr,“ antwortete der Elephant, ruhig das Kind auf sein Knie setzend, „daß der einzige ernsthafte Pole, den ich kenne, ein Mann, der sich nicht auf leichtfertige Verschwörungen einläßt, heute noch nach Wedlice abreist und seine ebenso kluge, als schöne Tochter mitnimmt. Es ist merkwürdig, daß diese Polen nichts ohne die Weiber machen können, es kommt mir immer so vor, als wären hier in Polen die Weiber größer und stärker als die Männer!“

„Schöner sind sie jedenfalls,“ entgegnete der Criminalrath lachend, fragte aber dann weiter: „welchen Mann meinen Sie?“

„Ich werde Ihnen den Mann nennen,“ sagte der Lieutenant, „schaden kann's ihm nicht mehr und man weiß in diesem Augenblick in Posen ganz sicher schon, daß er dabei ist, ich meine den Starosten von Murow, den General Madalinski.“

„Sie glauben bestimmt zu wissen," fragte der Beamte ernsthaft, „daß die Regierung von der Verschwörung in Wedlice unterrichtet ist?"

„Ich weiß, daß sie es ist," versicherte Hiob Klinker, „freilich kann ich nicht wissen, ob sie von dem vollen Umfang unterrichtet ist; ich selbst bin vor etwa acht Tagen in der Kreisstadt gewesen und habe dem Major meine Bemerkungen mitgetheilt, er hat sofort Meldung gemacht!"

„Dann begreife ich nicht, warum man mich hierher geschickt hat!" meinte Schwarz kopfschüttelnd.

„Nun," versetzte der Lieutenant listig zwinkernd, „so ganz zwecklos ist Ihre Commission denn doch wohl nicht, Herr Criminalrath, denn Sie werden jetzt hier Alle sehen, die nicht da sind; wer aber jetzt nicht hier ist, der ist in Wedlice; zweitens kann die Königliche Regierung recht wohl ein Interesse gehabt haben, die Polen durch Entsendung einer Commission hierher irre zu machen, und drittens kann man niemals wissen, was in einem polnischen Kloster steckt, wenn ich auch bezweifele, daß Sie dort noch Waffen finden; dagewesen sind dort sicher bedeutende Vorräthe, aber, wie ich glaube, während der letzten Woche weiter nach Norden geführt."

„Sie haben noch Etwas in Bezug auf das Kloster zu sagen, ich sehe es Ihnen an, bitte sprechen Sie!"

„Das könnte wohl sein," meinte der Feuerwerks-Lieutenant, „nun, kurz heraus, wir sind ja hier lauter Preußen bis auf das kleine zweibeinige Geschöpf hier, das zwar in Polen geboren ist, aber sicherlich einst ein guter Preuße wird, also, ich glaube, daß im Kloster W. das Polnische Papiergeld gemacht wird!"

Die Augen des Criminalraths blitzten, das war eine Entdeckung von Bedeutung; er erwiederte den Blick des Postmeisters, der ihn ansah, als wolle er sagen: Nun, was meinen Sie? ist der Feuerwerks-Lieutenant nicht ein tüchtiger Kerl?

„Morgen, unterwegs, hoffe ich Ihnen noch mehr sagen zu können!" schloß Hiob Klinker seine Mittheilungen. Jetzt öffnete sich die Thür wieder und mit dem glücklichsten Gesichtchen von der Welt trat Julie mit dem Kaffeegeschirr ein; geschäftig ordnete sie Kannen und Tassen und präsentirte dann dem Criminalrath auf einem kleinen rothlackirten Blech eine hübsche Porcellantasse mit goldenem Rand!"

„Es ist das erste Mal, Heinrich, daß wir hier

Besuch haben," rief sie ihrem Manne glückselig zu, „der Herr Criminalrath weiht das Geschirr ein, das uns Tante Colignon geschenkt hat!"

Auch über das Gesicht des Einnehmers flog ein Strahl der Freude; es war für ihn wirklich in mehr als einer Beziehung eine Sache von Bedeutung, daß ein Königlicher Criminalrath in seinem Stübchen saß und sein Gast war, daß er einen Mann aus der höhern Gesellschaft bewirthen konnte. Wohl hatte sich der arme Heinrich in sein Schicksal gefügt, aber er konnte es doch nicht vergessen, daß er ein Märkischer Edelmann von Geburt.

Gewiß, er hatte glücklich gewählt, der Kanonier damals, als er das hübsche Gärtnermädchen mit dem gelben Halstuch freite; sein liebebedürftiges Herz, sein einsames Herz, das nach Liebe lechzte, hatte volle, ganze Liebe gefunden bei dem einfachen, lieben Wesen; sein Schicksal hatte sich freundlicher noch gestaltet, als er zuweilen hoffte; er hatte lange in verschiedenen Lazarethen krank gelegen, seine Brust hatte gelitten und als Invalide war er in die Heimath zurückgekehrt. Aber dort hatten ihn die Aerzte über sein Brustleiden völlig beruhigt und ihn versichert, daß es sich

mit der Zeit ausheilen werde, dort hatte ihn die Geliebte mit offenen Armen empfangen, der immer getreue Hiob Klinker, der den Abschied genommen hatte, war ihm entgegengekommen und hatte ihm sofort die Accise-Einnehmerstelle verschafft. Man schickte damals gern tüchtige Männer, welche gedient hatten, nach Polen in die neuerworbenen Landestheile, denn man begriff, daß man zunächst nur durch sie einen festen Halt in dem Lande gewinnen konnte. Heinrich sah, daß sich sein Weib als Frau immer anmuthiger leiblich und geistig entwickelte, er hatte den Freund seiner Jugend um sich, der entzückt war, doch einen Theil der Wünsche erfüllt zu sehen, von denen er Jahre lang geträumt, der Einnehmer mußte zufrieden sein; der Einnehmer war es auch, aber der Edelmann in ihm war es nicht, der regte sich fort und fort in ihm und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Das machte den Mann so still und trübe, trotz alles Glück's. Ja, als dieses Glück durch die Geburt eines Knaben gekrönt wurde, da zog sich das Herz des armen Menschen schmerzlich zusammen, der Vater fühlte sich im Unrecht gegen seinen Sohn, den er im Leichtsinn der Jugend um seinen Geburtsstand gebracht. Wie oft

gedachte er jetzt der Stunde, da sein Vetter Hans Carus zu ihm gesprochen: „Du hast kein Recht, Deine Kinder um ihren adligen Geburtsstand zu bringen!“ Glücklicher Weise hatte Julie keine Ahnung von diesen Gedanken ihres Mannes, sie hatte ihn immer ernst und still gesehen und schrieb es den Folgen der Krankheit und der Feldzüge zu, daß er immer ernster und stiller wurde. Auch Freund Hiob Klinker war dieser Ansicht, der brave Elephant würde es gar nicht begriffen haben, daß Heinrich sich die Freude an einem so lieblichen Weibe, an einem so herrlichen Kinde durch Gedanken an den verlorenen Geburtsstand trüben lassen könne.

Vielleicht hatte Heinrich auch Unrecht, vielleicht! es tritt eben Niemand ohne Schmerzen aus den Kreisen, in welche er durch seine Geburt eingewiesen, das haben selbst kühne, ehrgeizige Männer, die sich zu den höchsten Stellungen aufschwangen, oft schmerzlich genug empfunden; wie viel mehr müssen es die empfinden, welche niedersteigen!

Die Männer plauderten noch eine geraume Weile bei Kaffee und Tabak und der Herr Criminalrath ließ es sich durchaus nicht merken, daß die Sorte Tabak,

welche er rauchte, ihm durchaus nicht behagte, sondern scherzte so artig mit der schmucken Hausfrau, daß die ganz stolz auf sich wurde und beinahe betrübt war, als er sich endlich erhob und von der „Einnehmendesten aller Einnehmerinnen" Abschied nahm; das war der Name, den er der hübschen, liebenswürdigen Frau gegeben.

Der Criminalrath hatte keine Ahnung davon, wie segensreich sein Besuch in dem kleinen Einnehmerhause gewesen, wie lange und wie dankbar dort von ihm gesprochen wurde; Marner wurde immer heiter, wenn er mit seiner Frau von dem Besuch des Criminalraths sprach; so kann ein scheinbar unbedeutendes Ereigniß zu einem Lichtblick für ein Menschenleben werden. Das Beste was wir für unsere Mitmenschen thun, thun wir ohne es zu wissen, aber wir schlagen uns gegenseitig auch oft tiefe Wunden, ohne eine Ahnung davon zu haben.

Uebrigens wurde auch von der Einwohnerschaft des Städtchens der Besuch der vornehmen, fremden Herren nicht unbeachtet gelassen, namentlich hegten die Juden seitdem eine große Achtung vor dem Einnehmer.

Nach seiner Rückkehr in die Post unterhielt sich der Criminalrath noch mit seiner Landsmännin und spielte nach dem Abendbrod eine Partie mit den Officieren, begab sich aber zeitig zur Ruhe, weil er sehr früh aufbrechen wollte, um noch bei Tageslicht das verdächtige Kloster zu erreichen.

Am folgenden Tage, noch bei guter Zeit, hatte die Königliche Commission das Kloster erreicht; es war eine ziemlich beschwerliche Fahrt gewesen und der Feuerwerks-Lieutenant Klinker, der zu Pferd sich der Husaren-Escorte angeschlossen, hatte dem Criminalrath zwar noch keine nähern Mittheilungen gemacht, wohl aber eine schlecht verhehlte Besorgniß verrathen, die bei diesem sonst so kühnen und muthigen Manne nicht ohne triftigen Grund sein konnte.

Schwarz hatte freilich gefragt, aber nur die Antwort erhalten, daß er noch nichts wisse, aber daß er fürchte, der Aufstand sei bereits ausgebrochen; vielleicht sei gerade das Kloster der rechte Ort, wo man Näheres erfahren werde.

Im Kloster selbst, welches in Mitten einer großen Waldung abseits von allen Straßen gelegen war, hatte der Criminalrath, von dem Actuar und dem

Feuerwerks=Lieutenant unterstützt, trotz der schärfsten Untersuchung nichts Verdächtiges zu entdecken vermocht. Der Abt hatte freilich, als Schwarz ihm den Antrag machte, die Gewölbe zu öffnen, zuvor mit dem Convent darüber Rücksprache zu nehmen verlangt, als ihm das aber begreiflicher Weise abgeschlagen wurde, fügte er sich mit einer gewissen Ironie der Visitation. Man fand etwa ein Dutzend Jagdflinten, welche bei dem weiten Jagdrevier des Klosters durchaus keinen Verdacht erregen konnten. Die geistlichen Herren lächelten fein, als sich der Capitain einige unmuthige Worte über diesen Mißerfolg entschlüpfen ließ, und der Abt konnte seinen Triumph nicht ganz verbergen, als er der Königlichen Commission und der kriegerischen Begleitung die Gastfreundschaft seines armen Klosters für die nächste Nacht anbot. Schwarz hatte eigentlich darauf gerechnet, in dem Kloster zu übernachten, kurz zuvor aber hatte ihm Hiob Klinker zugeflüstert: „Beeilen Sie Ihre Abreise, so sehr Sie können, aber lassen Sie sich nichts merken, es ist etwas vorgefallen, draußen mehr!"

Der Criminalrath hatte ein großes Zutrauen zu der Vorsicht und Gewandtheit des Feuerwerks=Lieu-

tenants gefaßt, er that nach dessen Vorschlag und schlug die geistliche Gastfreundschaft aus, was den Abt ebenso zu überraschen schien, wie den Capitain, denn es war bereits Abend geworden. Der Vorstand des Klosters machte übrigens weiter keinen Versuch, die Herren zurückzuhalten.

Eine Viertelstunde später fuhr der Wagen mit der Husaren-Escorte auf demselben schlimmen Wege zurück, auf welchem er gekommen; erst als man wieder im Walde war, ritt Klinker an den Schlag und sagte: „Meine Herren, es ist schlimmer noch gekommen, als ich heute Morgen fürchtete, der Aufstand ist nicht nur ausgebrochen, sondern hat eine so allgemeine Verbreitung schon gewonnen, daß wir große Mühe haben werden, durchzukommen!“

„Der Teufel!“ rief der Capitain aufgeregt.

„Bitte, reden Sie weiter!“ drängte der Criminalrath.

„Wäre es uns möglich, nach dem Städtchen zurückzukehren, so hätten wir dort wohl Schutz durch die Truppen, welche wahrscheinlich von der Kreisstadt aus schon heute verstärkt worden sind, denn man wird sicher die große Straße halten!“

„Kehren wir nicht dahin zurück?" fragte der Capitain.

„Es ist unmöglich, es hat uns ein Corps bewaffneter Bauern bereits den Weg verlegt!" erklärte der Feuerwerks-Lieutenant.

Der Criminalrath sah denselben fragend an.

„Ich will es unternehmen," entgegnete Klinker auf diesen Blick, „die Herren auf Nebenwegen bis zu einem Punkt der Posener Straße zu geleiten, von dem aus sie dann suchen müssen, Posen so schnell als möglich zu erreichen!"

„Posen?" riefen die beiden Herren überrascht.

„Posen," wiederholte Hiob Klinker ruhig und fuhr dann fort, „gelingt es uns morgen in der Frühe Wodlazek zu erreichen und sind dort noch Pferde zu bekommen, so müssen Sie Ihre Reise ohne Aufenthalt fortsetzen, dann können Sie übermorgen früh in Posen sein!"

„Und wenn wir dort keine Pferde bekommen?" fragte der Criminalrath sichtlich niedergeschlagen.

„Dann werden wir sehen, was zu machen ist!" lautete Klinker's Antwort.

„Aber was ist denn eigentlich geschehen, Herr Kamerad?" fragte der Capitain.

Hiob Klinker beugte sich ganz in den Wagen hinein und flüsterte: „der König hat Czekuly mit dem Bataillon Heinrichs, zwei Schwadronen Lediwary-Husaren, der Bromberg'schen Invaliden-Compagnie und drei Kanonen gegen Labyszin detachirt, wo sich ein Haufe aufständischer Edelleute mit ihren Sensenbauern versammelt hatte. Czekuly zögerte mehrere Tage, wurde von den jüdischen Spionen, welche er schlecht bezahlte, irre geführt und falsch berichtet, erfuhr nicht, daß Polnische Truppen unter Dombrowsky zu den Bauern gestoßen waren, machte einen Angriff und wurde total geschlagen; er hat sich mit großen Verlusten nach Bromberg zurückgezogen. Sie können sich denken, daß dieser Erfolg die Polen mit Entzücken erfüllt, noch ein paar Tage und das ganze Land ist im Aufstand. Ich hätte das Alles gestern schon erfahren können, aber ein verdammtes Polnisches Weib hat mich betrogen; das ist Alles!"

„Ich denke," wendete sich der Criminalrath an den Capitain, „wir überlassen uns gänzlich der Führung des Herrn Lieutenant Klinker und stellen ihm Alles anheim!"

„Es bleibt uns weiter nichts übrig!" erwiederte der Officier verdrießlich.

Sofort setzte sich Klinker an die Spitze des Zuges, der gleich darauf von der Straße ablenkte und einen Weg nach rechts einschlug, welches ziemlich fahrbar bald aus dem Walde heraus in die weite Ebene führte. Es war schon längst vollständig Nacht geworden, doch war es, obwohl nur einzelne Sterne am Himmel standen, nicht durchaus dunkel und Klinker, der hier sehr genau bekannt zu sein schien, ritt ohne sich nur einen Augenblick aufzuhalten sicher voraus.

„Das ist ja 'ne ganz infame Geschichte, auf Ehre, Herr Criminalrath!“ flüsterte der Capitain seinem Nachbar zu.

„Man muß in Polen auf solche Störungen gefaßt sein!“ erwiederte dieser, der seinen Gleichmuth schon vollständig wiedergefunden hatte und schlug sich Feuer.

„Sie sind sehr ruhig, Herr Criminalrath,“ fuhr der Capitain fort, „aber ich kann nicht leugnen, daß ich wünschte, wir wären in dem Nest bei dem Postmeister geblieben und hätten uns den unnützen Zug nach dem Kloster erspart!“

„Unser Auftrag lautete eben, das Kloster zu durchsuchen,“ bemerkte Schwarz, „wir haben ihn er-

füllt und dann muß ich sagen, es ist mir lieber, Posen, wenn auch unter einigermaßen gefährlichen Umständen, rasch zu erreichen, als dort in dem kleinen Nest zu sitzen, welches wahrscheinlich schon abgeschnitten ist, denn ich glaube nicht, daß sich der in der Kreisstadt commandirende Officier noch mehr schwächen wird, wahrscheinlich zieht er alle Detachements zusammen!"

„Sehr richtig," sagte der Officier, „die Straße ist doch nicht zu halten in ihrer ganzen Länge, er muß seine Truppen zusammenziehen, ich hätte ihm dabei nützlich sein können!"

„Nun, in Posen wird es auch nicht an Beschäftigung fehlen!" tröstete der Criminalrath.

„Ja, wenn wir es erreichen!

„Ich hoffe es," versetzte Schwarz, „ich setze großes Vertrauen in die Gewandtheit unseres Führers!"

„Und ich hege gewisse Befürchtungen!" sagte der Capitain ganz leise.

„Sie thun dem Manne Unrecht!" erklärte der Criminalrath mit großer Bestimmtheit.

Der Capitain sagte nichts weiter, aber schüttelte den Kopf.

Nachdem die drei Herren im Wagen ihre Pfeifen ausgeraucht, schliefen sie ein, denn der Wagen rollte sanft über ziemlich festen Wiesengrund dahin; es passirte während der Nacht nichts von Bedeutung.

Als der Criminalrath erwachte war es heller Tag, der Wagen befand sich in einem tiefen Sandwege und kam nur langsam vorwärts; es war zu erkennen, daß die müden Rosse kaum noch im Stande waren, das Gefährt weiter zu schleppen.

Hiob Klinker kam an den Schlag und meldete, daß man in einer halben Stunde etwa die große Straße und dann auch bald Wodlazek erreichen werde.

Der Criminalrath deutete auf die fast gänzlich erschöpften Pferde, Klinker zuckte die Achseln und setzte sich wieder an die Spitze des Zuges.

Endlich war das letzte und vielleicht böseste Stück dieses verzweifelten Sandweges überwunden, der Criminalrath seufzte erleichtert auf und selbst die ermüdeten Rosse strengten sich noch ein Mal an, als sie wieder festen Boden unter sich fühlten. Der Feuerwerks-Lieutenant aber ritt mit zwei Husaren von der Escorte nach Wodlazek, dessen weißer runder Kirch-

thurm bald in der Ferne sichtbar wurde, auf der breiten Straße voraus.

Eine Viertelstunde später hielt der Wagen vor dem Posthause, welches am Eingange des bedeutenden Marktfleckens lag; die drei Pferde fraßen bereits Heu, welches ihnen ein Husar vorhielt, während der Andere mit gezogenem Säbel Wache stand, denn es hatte sich ein Haufe Polnischen und Jüdischen Volkes um den Wagen gesammelt, dessen Mienen nicht eben Glück verheißend waren; doch nahmen die Husaren der Escorte wenig Notiz davon und sorgten mit soldatischer Raschheit für ihre Pferde, nahmen sich mit dem Bedienten des Criminalraths der Wagenpferde an, die man gern in den Stall gezogen hätte, wenn das Hofthor nicht fest geschlossen gewesen wäre.

Die drei Herren von der Commission waren indessen in das Posthaus getreten, wo sie Hiob Klinker in eifriger Verhandlung mit dem Posthalter fanden; der gute alte Kerl war in großer Besorgniß, die Posener Post, welche vor drei Stunden schon hätte eintreffen sollen, war ausgeblieben und die nach Posen gehende Post, welche Abends eilf Uhr hier durchging, war ebenfalls nicht gekommen; die Pferde für

diese Posten waren im Stall, der Posthalter aber weigerte sich, dieselben herzugeben.

Der Criminalrath, der die Sachlage sofort begriff, gab dem Capitain einen Wink, dieser trat sofort hervor, requirirte vier Pferde für den Königlichen Dienst und erklärte, er werde dieselben durch die Husaren der Escorte mit Gewalt nehmen lassen, wenn sich der Posthalter länger weigere. Der geängstete Mann gab jetzt sofort nach, zeigte sich auch gefällig und erquickte die Reisenden durch warmen Kaffee, den man damals fast überall in Polen in vorzüglicher Qualität erhielt.

In Wodlazek wußte man, wie der Criminalrath aus seinem Gespräch mit dem Postmeister erfuhr, seit dem Abend vorher von dem Ausbruch des Aufstandes, es liefen auch schon Gerüchte von einer Niederlage der Preußen um, Bestimmtes aber erfuhr man nicht; als Führer des Aufstandes wurden Dombrowski und Madalinski genannt, der Posthalter war besonders durch das Ausbleiben der Posten beunruhigt; die Insurgenten hatten also an mehreren Punkten den Postenlauf unterbrochen.

Darin bestand mit die Hauptstärke dieses In-

surrectionskrieges, daß die Preußen überall, wo sie standen, isolirt wurden und ihnen die Möglichkeit fehlte, unter sich Verbindungen aufrecht zu erhalten.

Der Posthalter machte die Herren darauf aufmerksam, daß der Volkshaufe, der sich vor der Post gesammelt, nur aus Wittwen, Kindern, Greisen und Juden bestand; kein Jüngling, kein Mann war darunter.

„Sie sind in dieser Nacht zu ihren Sammelplätzen gerufen, gestern waren sie noch hier!“ bemerkte der arme Mann sehr ängstlich.

Es war gewiß eine böse Lage für die einzelnen Preußischen Beamten in Polen; der Posthalter in Wodlazek saß mit einem Postillon, welcher Soldat gewesen war, ganz allein mitten in diesem polnischen Wespennest, seine Aengstlichkeit war gut genug begründet.

Als die Husaren ihre Rosse gefüttert hatten und das Viergespann vor dem Wagen gewechselt worden war, nahm Hiob Klinker Abschied von den Herren; der Capitain, der ein böses Gewissen gegen den braven Mann hatte und sich seines Verdachtes schämte, überredete denselben mit großer Mühe eine Pfeife mit

Meerschaumkopf und Silberbeschlag von ihm anzunehmen als ein Andenken an die letzte Nacht, dagegen nahm er mit Vergnügen ein Paquet von dem guten Tabak des Criminalraths an, welches ihm dieser mit herzlichen Grüßen an den Postmeister und dessen Frau, so wie an den Einnehmer und dessen einnehmende Ehefrau übergab. Sie sahen den Elephanten noch seine starkknochige, schwarzbraune Mähre besteigen und fuhren dann weiter; eine hübsche Figur machte Hiob Klinker zu Pferde durchaus nicht, denn seine dicken, langen Beine reichten fast bis auf den Boden.

Als die Reisenden in den Wagen stiegen und die Escorte sich in Marsch setzte, schloß der Posthalter vorsichtig sein Haus, das Gesindel aber, welches sich bis dahin aus Furcht vor den Husaren mit halblauten Drohworten und grimmigen Mienen begnügt hatte, begleitete die Abfahrt mit einem gellenden Hohn- und Wuthgeschrei.

„Auf die Straße nach Posen hätte uns der wackere Feuerwerkslieutenant glücklich gebracht!“ sagte der Criminalrath behaglich rauchend und sich weit zurücklehnend, als sie zu dem Flecken hinausrasselten.

„Wir werden auch glücklich durchkommen,“ entgegnete der Capitain, „das Gesindel greift nicht so leicht eine bewaffnete Escorte an; mir ist aber bange für unsern tapfern Freund, denn ich bin überzeugt, daß er die Infanterie nicht mehr an seinem Wohnort findet, wenn er ihn glücklich erreicht!“

„Ja, mir ist bange für jeden Preußen, der einzeln in die Hände der Polen fällt!“ lautete die ernste Antwort.

Ohne aufgehalten zu werden und ohne etwas Verdächtiges zu bemerken, gelangten die Reisenden bis zur nächsten Station; das Dorf war wie ausgestorben und das Posthaus überall verrammelt; der Posthalter erklärte vom Fenster aus, daß ihm in der Nacht von einem Polnischen Partisanencorps seine Pferde sämmtlich genommen; er habe einen Boten nach der nächsten Station geschickt, wisse aber nicht, ob derselbe durchgekommen.

Man mußte mit denselben Pferden weiter fahren und bei der folgenden Station war's nicht besser, sondern schlimmer, das Posthaus stand geöffnet, war aber völlig leer und verlassen, im Innern war es auf's Wüsteste demolirt, der Posthalter war entweder geflüchtet, oder von den Jusurgenten fortgeschleppt.

In der spätern Nachmittagsstunde erreichten die Reisenden eine kleine Stadt, deren Thore geschlossen und militairisch bewacht waren; hier stand eine Compagnie Infanterie, die Beamten aller Art hatten sich hierher im Laufe des Tages geflüchtet; die Bevölkerung des Orts war zum Theil wenigstens deutsch und es herrschte somit in dem Städtchen eine verhältnißmäßige Sicherheit; hier war auch die von Posen kommende Post liegen geblieben, man hatte nicht gewagt, sie weiter gehen zu lassen, der streifenden Insurgentenbanden wegen. Es ging da ganz heiter zu, man tafelte auf offenem Markte und hatte wenig Sorge um die Zukunft, weil man sich überzeugt hielt, daß der ganze Spuk in wenigen Tagen vorüber sein werde und die königlichen Truppen die Ordnung wieder hergestellt haben würden. Man kannte die Ausdehnung der Revolte noch nicht und schätzte die Polen als Soldaten sehr gering.

Der im Ort commandirende Officier, der unsere Reisenden vor der Post empfing, war sehr artig, suchte sie aber zu bereden, die Nacht im Ort zu bleiben; der Criminalrath indessen bemerkte sehr bald, daß es dem umsichtigen Soldaten hauptsächlich darauf ankomme,

die Husaren-Eskorte bei sich zu behalten und ließ sich auf Nichts ein. Frische Pferde gab ihnen der Postmeister hier, ohne viel Schwierigkeiten zu machen, da er ja die vier, welche sie mitbrachten, dafür im Stall behielt; auch fand sich ein Postillon, der gern nach Posen zurückwollte; das aber war dem Criminalrath schon angenehm, da sein getreuer Franz, der die Rosse seit gestern gelenkt und in der Nacht keine Ruhe gehabt, so müde war, daß er sich kaum noch halten konnte.

So fuhren sie denn nach einstündigem Aufenthalt durch einige kräftige Speisen und Getränke gestärkt, wieder ab; die meisten der auf dem Markt Versammelten fanden diese Abreise thöricht und gefährlich, denn sie wußten nicht, wie trügerisch die Sicherheit in dem offenen Städtchen war. Dasselbe wurde nämlich am Morgen des folgenden Tages von den Polen überfallen und mit einer bedeutenden Uebermacht angegriffen. Nach einem scharfen Gefecht in den Straßen zogen sich die Preußen zurück, mußten aber ihren Rückzug mit bedeutenden Opfern erkaufen und marschirten, immer von den Polen umschwärmt, fast den ganzen Tag; als die Dunkelheit anbrach, gaben sie

sich schon verloren, als sie durch eine starke Cavallerieabtheilung, welche auf der Straße vorgeschickt worden war, noch im letzten Augenblick gerettet wurden. Das unglückliche Städtchen aber wurde von den Insurgenten ausgeplündert und zum Theil eingeäschert; daß die deutschen Einwohner und die dahin geflüchteten Beamten Schweres auszustehen hatten von dem Uebermuth und dem Groll der Polnischen Sieger, das braucht nicht besonders gesagt zu werden.

Aber auch unsere Reisende sollten nicht ganz unangefochten ihres Weges ziehen, denn an einer Biegung der Straße, wo eine Waldspitze ziemlich nahe herantrat, wurde plötzlich auf die Husaren gefeuert, welche die Spitze hatten, darauf brachen etwa dreißig Reiter mit Säbel und Pistolen bewaffnet, einige auch mit Lanzen, alle aber mit der rothen Confederatka auf dem Kopf, in vollem Galopp aus dem Hinterhalte vor; die Husaren aber, welche sofort einschwenkten und Feuer gaben, schienen ihnen trotz der geringen Anzahl zu imponiren, sie feuerten noch einige Schüsse ab, warfen dann ihre Rosse herum und verschwanden wieder in dem Walde aus welchem sie hervorgebrochen.

Während des Abends und der Nacht erhielten die Reisenden zwar nicht auf allen Stationen Pferde, aber doch auf einigen, überall fanden sie Alles in Furcht und Aufregung, überall hatten sich Partisanencorps gezeigt und es war gewiß im höchsten Grade bedenklich, daß auch hier bis an die Thore von Posen fast die ganze Landschaft, wenn auch vielleicht noch nicht im Aufstande war, so doch sichtlich von den Bewegungen der Insurgenten beherrscht wurde.

Der treffliche Feuerwerkslieutenant hatte übrigens die Entfernungen etwas unterschätzt, als er rechnete, daß die Reisenden schon am Morgen des zweiten Tages Posen erreichen würden; es war gerade sechs Uhr an einem Sonntagabend, als sie dort ankamen. Der Capitain eilte sogleich zu dem commandirenden General von Elsner, um die Meldung zu machen, während der Criminalrath vor die Martinskirche gefahren wurde, wohin sich die Preußischen Beamten sämmtlich geflüchtet hatten. Die Martinskirche war der höchste Punkt der Stadt, man konnte hier hoffen, sich eine Zeitlang gegen die Uebermacht der Insurgenten halten zu können; denn auch die Stimmung

der Bewohner Posens war so feindselig, daß ohne die Anwesenheit des Militairs jedenfalls ein Ausbruch stattgefunden haben würde.

Als der Criminalrath in die Kirche eintrat, bot sich ihm ein ganz eigenthümlicher Anblick. Der weite, dämmernde Raum, der augenscheinlich schon längst nicht mehr zum Gottesdienst gebraucht worden, sondern zu einem Magazin gedient haben mochte, war durch eine Anzahl von Laternen nur nothdürftig erhellt; um jede Laterne nun sah man auf dem mit Stroh bedeckten Boden eine andere Gruppe gelagert. Hier theilte eine Mutter das Abendbrot an ihre Kinder aus, dort studirte Einer in einem Actenbündel; auf den Stufen zu dem ehemaligen Altar, der aber nicht mehr vorhanden, saß ein eifrig mit einem Kartenspiel beschäftigtes Paar, was den Criminalrath doch verletzte, obwohl er sich sagte, daß das Gebäude längst seines kirchlichen Charakters entkleidet. Um eine größere Laterne hatte sich im weiten Kreise eine Gesellschaft gelagert, deren munteres Lachen verrieth, daß an heiterer Unterhaltung kein Mangel, trotz der bedenklichen Lage. Hinter einer Säule halb verborgen saß eine junge Mutter und reichte ihrem Kinde ver=

stohlen die Brust; zehn, zwanzig verschiedene Gespräche, mehr oder minder vernehmlich, schwirrten durch den Raum und mit dem leisen Gesange einer Großmutter oder Kindermuhme, die ein Kindlein auf ihren Knieen in den Schlaf lullte, mischte sich der sicherlich lautere, aber eben nicht anmuthigere, einer Zeche lustiger Gesellen, die sich um einen Punschtopf, dicht unter dem Spitzgewölbe eines Nebeneingangs, gelagert hatte. Das künstlerische Auge des Criminalraths schweifte über diese eigenthümliche Mischung der verschiedenen Lichter und Schatten hin und er stand eine ganze Weile, bevor er sich entschließen konnte, näher zu treten und Bekannte aufzusuchen.

Plötzlich legten sich zwei kleine, weiche Hände von rückwärts her auf seine Augen und heiteres Lachen erscholl.

„Ich habe zwar," rief der Criminalrath, dem die weichen Hände so wohl thaten, daß er, für kurze Zeit wenigstens, gern auf's Schauen verzichtete, „eine Menge Räthsel gemacht in meinem Leben, in Versen und in Prosa, aber im Räthselrathen bin ich nie stark gewesen; ein so zartes, wie mir jetzt aufgegeben wird, bin ich völlig außer Stande zu rathen!"

„Immer galant, lieber Schwarz!“ rief eine helle Stimme.

Die Hände fielen, rasch drehte sich der Criminalrath um und stand einer anmuthigen Frau gegenüber, die von mehreren seiner Bekannten begleitet war, er erkannte alsbald eine Freundin seiner Frau, die Gattin eines Rathes in Bromberg, war aber erstaunt sie hier zu sehen.

Indessen ließ ihm die anmuthige Frau nicht viel Zeit zum fragen, sondern faßte seine Hand und zog ihn mit sich fort in den entferntesten Winkel der Kirche, wo er seine Frau und seine Kinder fand, die den Vater mit lautem Jubel und großem Entzücken umarmten.

Der Criminalrath erfuhr dann, daß sich die Preußischen Beamten nach Czekuli's Niederlage aus Bromberg geflüchtet und, daß sich seine Frau mit ihren Kindern der Freundin angeschlossen, deren Gemahl nach Posen ging.

Die Criminalräthin konnte nicht wissen, daß sie Schwarz in Posen treffen werde, er selbst war ja eigentlich nur durch Noth und den trefflichen Hiob Klinker dahin gekommeu, die treffliche Frau aber hatte

eine Ahnung gehabt und noch am Morgen dieses Tages mehrfach geäußert, sie wisse ganz bestimmt, daß ihr Mann an diesem Tage kommen werde.

In heiterster Stimmung schloß sich der Criminalrath der Gesellschaft an, unter welcher er viele seiner Bekannten fand, er erfuhr auch nun, daß die Gefahr für Posen eigentlich schon vorüber sei, da sich bis jetzt kein Insurgent habe sehen lassen und daß bedeutende Königliche Truppenmassen sich näherten.

Am folgenden Tage zogen die Preußischen Beamten aus ihrem Asyl wieder in ihre Wohnungen in der Stadt, obwohl die Polen eine drohende Haltung zeigten, weil sie die Einnahme von Bromberg und den Tod Czekulis erfahren hatten; es waren aber nun schon so bedeutende Truppenmassen in und um Posen versammelt, daß man einen Angriff der Insurgenten zwar noch erwartete, aber eigentlich nicht mehr fürchtete. Die Polen dagegen hofften noch lange auf Kosciusko und sangen hartnäckig in dem von der Regierung befohlenen Te Deum — Thaddaeum (Kosciusko) laudamus, bis ihres Nationalhelden Niederlage und Gefangenschaft für's Erste wenigstens ihre Hoffnungen niederschlug.

Sechstes Kapitel.

Zehn Jahre später.

„In den erwünschten Hafen
Endlich eingelaufen!“
Shakespeare.

In der Klosterstraße zu Berlin lag zu Anfang dieses Jahrhunderts, vielleicht auch später noch, ein Gasthof, der als Schild und Zeichen eine Kiefer führte, schlicht und krumm, wie deren viele stehen zwischen Sumpf und Sand in der alten Mark Brandenburg. Dieser Gasthof, ein altes weitläuftiges Gebäude mit vielen Stallungen, hatte starken Zuspruch, führte eine sehr stattliche Wirthschaft und sein Besitzer galt für einen reichen Mann. Doch ist zu bemerken, daß nicht etwa von einem vornehmen Hôtel die Rede ist, sondern eben von einem schlichten Gasthof, dessen Gäste vorzugsweise Fuhrleute waren, namentlich die

Führer des zahlreichen Botenfuhrwerks, welches damals den Verkehr der Hauptstadt mit den Ortschaften des Barnim vermittelte.

Alles was in diesem alten Hause an Möbelstücken und Geschirr sich vorfand, war einfach im höchsten Grade, aber fest und dauerbar, schwerfällig, aber bequem und man empfing einen guten Eindruck, wenn man dort ankam, obwohl es begreiflicher Weise in einer Fuhrmannswirthschaft nicht immer und überall ganz sauber und reinlich zugehen konnte.

Nur das obere Stockwerk des Hauses trug einen ganz anderen Charakter; hier lagen an einem Vorsaal, der mit großen Schränken besetzt und durch eine besondere Thür von der Treppe und den anderen Theilen des Hauses abgeschlossen war, acht Zimmer, die zwar sehr altmodisch, aber beinahe reich ausgestattet waren, in denen die höchste Reinlichkeit herrschte, kurz, Zimmer, wie man sie damals schon selten, heute gar nicht mehr in den Gasthöfen findet, weil sie den Einkehrenden etwas boten, was er nicht bezahlen kann, weil es der Wirth nicht auf die Rechnung setzt, nämlich jenes Gefühl von Wohnlichkeit und Häuslichkeit, was die reisende Welt von heute freilich gar

nicht mehr vermißt, weil sie es kaum in ihrem eigenen Hause noch kennt, was aber damals, wo sich Jeder gern auch auf Reisen heimisch fühlte, sehr hochgeschätzt wurde.

Diese Zimmer nun in der immergrünen Kiefer auf der Klosterstraße in Berlin, waren auch fast immer besetzt, denn hier wohnten die Edelleute besonders gern, welche von dem Barnim in die Stadt kamen, um ihre Geschäfte zu besorgen, mit ihren Frauen und Töchtern Einkäufe zu besorgen und ein paar Tage in Berlin zu verleben.

Es war an einem warmen Sommernachmittage, als der Besitzer der Kiefer vor der Thorfahrt seines Hauses stand und in höchster Behaglichkeit die Klosterstraße bald hinauf und dann wieder hinunterblickte, obwohl auf derselben gar nichts zu sehen war, als von Zeit zu Zeit vielleicht ein Dienstmädchen, welches etwa einen außerordentlichen Einkauf gemacht hatte. Von dem bunten Treiben und dem drängendem Gewimmel, welches jetzt die Straßen von Berlin erfüllt, hatte man damals noch gar keine Ahnung. Uebrigens hatte die Klosterstraße gerade ihre höchst frequenten Zeiten, nämlich vor acht und nach eilf

Uhr Vormittags, so wie vor zwei und nach vier Uhr Nachmittags, dann wimmelte es von Kindern. War doch das Berlinische Gymnasium im Grauen Kloster ganz in der Nähe und auf dem Parochialkirchhofe drüben befand sich die reformirte Elementarschule.

Der Kieferwirth stand breitbeinig vor seiner Thorfahrt; ein kleiner, alter Kerl mit einem pfiffigen Gesicht, eine weiße Schlafmütze mit einem breiten blau und gelben Rande auf dem kahlem Kopf und einen alten dreieckigten Hut darüber; die Hände steckten in den Seitentaschen eines sauberen Camisols von gestreiftem Kattun; an die kurzen schwarzen Lederhosen schlossen sich blendend weiße baumwollene Strümpfe und plumpe, aber glänzend gewichste Schuhe mit dicken silbernen Schnallen. So, die Hände in den Camisoltaschen und die kurze Pfeife im Munde, konnte man den Kieferwirth manche Stunde unter seinem Schilde stehen sehen.

Neben ihm auf einer weißgescheuerten ziemlich großen Fußbank saß die Frau Marton, seine Tochter, die nach einer kurzen, aber vergnügten Ehe mit einem Kaufmann aus der französischen Colonie, als betrübte Wittwe wieder in den Schatten der väterlichen Kiefer

zurückgekehrt war und darin seit dem Tode der Mutter als Herrin wirthschaftete; sie sollte ein ziemlich strenges Regiment führen, die Hausfrauen und Dienstmädchen in der Klosterstraße fürchteten sie sehr und verschrieen sie als einen „Zankteufel" und einen „Geizdrachen", wenn sie Abends vor den Hausthüren mit einander klatschten. Mochte indessen doch so arg nicht sein, wenigstens litt die Wirthschaft nicht darunter, sondern stand gerade jetzt in ganz besonderm Flor und der Kieferwirth war ganz zufrieden mit seiner Tochter; der aber war nicht geizig, das konnte ihm selbst sein ärgster Feind, der braune Roßwirth drüben, der doch die „schlechteste Schnauze" in ganz Berlin war, wie man von ihm rühmte, nicht nachsagen.

Uebrigens war Frau Marton trotz ihrer fünfzig Jahre zwar durchaus keine Schönheit, aber doch noch ein recht ansehnliches Weibsbild und es gab Männer „in den besten Jahren" genug, auch wohl Etliche, die noch gar nicht einmal in diesen „besten Jahren" waren, welche Frau Marton auf der Stelle geheirathet hätten, wenn diese sonst Lust dazu bezeigt hätte, denn wer die Frau Marton heirathete, der heirathete auch die Kiefer auf der Klosterstraße mit; diese Kiefer aber

hätten Viele gern gehabt, wenn's hätte sein können auch ohne die Frau Marton.

Die Frau aber, welche ihrem Seligen unverbrüchlich treu blieb, saß im Winkel der Thorfahrt auf ihrer Fußbank, hatte eine ganz gewaltige Schüssel auf dem Schooß und putzte Mohrrüben.

„Morgen giebt's schon wieder Möhren?“ fragte der Alte plötzlich, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen.

„Der Herr Kammerherr hat sie besonders bestellt, denn er hat den Professor zu Gaste geladen!“

Das mußte etwas Lächerliches sein, denn die Frau lachte leise, als sie das sagte und der alte Kiefernwirth brach in ein dumpfes, aber munteres Lachen aus, welches ihn sogar nöthigte, auf einen Augenblick den Pfeifenstummel aus dem Mund zu nehmen. Uebrigens paffte er gleich darauf um so kräftiger, vermuthlich um das Versäumte so schnell als möglich wieder einzuholen.

Die Sache aber war die: der Herr Professor Dr. Mannkopf vom Grauen Kloster war ein sehr gelehrter Herr, zugleich aber ein in den Dingen des gemeinen Lebens höchst unerfahrener Junggesell; er

machte nicht viel Ansprüche in Essen und Trinken, sondern pries stets seinen Schülern die Mäßigkeit der Alten als hohe Tugend, aber er hatte doch auch seine schwache Seite und aß Mohrrüben leidenschaftlich gern, welchem unschuldigen Gelüst denn auch seine Haushälterin nach Kräften nachgab, indem sie ihm einen Tag um den andern, zuweilen auch noch öfter, Mohrrüben vorsetzte. Als nun der gelehrte Herr eines Tages, wie gewöhnlich von einem Schwarm seiner Schüler, die den wunderlichen, aber guten Professor sehr liebten, begleitet, aus dem Kloster kam, sah er auf der Straße einen Karren voll Gemüsen und unter demselben auch mehrere Bündel Möhren. Ihm wässerte der Mund, der sonst nur von sokratischen Reden troff, und sich leichtsinnig diesem Gelüst hingebend, trat er an den Karren, um sich sein Leibgericht zu kaufen. Zuerst wendete er sich an ein sonnverbranntes, barfüßiges Mädchen von etwa dreizehn Jahren und sprach mit dem ihm eigenen antiken Pathos: „Reiche mir freundlich, o Dirne des gutgeackerten Feldes, zwölf wohlerhaltene Exemplare von Daucus Carota, so Dir da zur Hand sind!" Die Schüler brachen in ein schallendes Gelächter aus, die

Dirne aber starrte dem Gelehrten beinahe erschrocken in's Gesicht, während der Vater des Mädchens, ein derber Kerl, sich unwillig umsah; der Professor aber, nur mit seinem Leibgericht beschäftigt, zog seine Börse und sprach zu dem Manne: „Pflüger des Lands, in Bezug auf den Preis, was verlangst Du?" Der Bauer, völlig unempfindlich gegen die schöne, ächt griechische Construction, glaubte bei dem wiehernden Gelächter der Schüler, der Professor wolle ihn verspotten und brach mit einem solchen Donnerwetter von Schimpfworten gegen ihn los, daß der arme gelehrte Herr, der keinen Begriff von dem Grund dieses Zornes hatte, gar nicht wieder zu Worte kam und sich sehr betreten zurückzog, während der Gärtner, jetzt von seiner Tochter unterstützt, und zwar sehr kräftig, wüthend hinter ihm her schimpfte. Seitdem sah der Professor zwar noch immer Möhren sehr gern, machte aber nie wieder den Versuch „wohlerhaltene Exemplare von Daucus Carota" persönlich einzuhandeln, obwohl er stets mit einer starken Versuchung zu kämpfen hatte, wenn er an einem Gemüsekram vorüber ging; seinen Schülern aber pflegte er diesen Vorfall öfter als Beispiel ländlicher Grobheit zu er-

zählen und sie zu bitten, sich stets der wahren „Urbanitas“ zu befleißigen, auch nannte er seitdem jeden unartigen Knaben „Rusticus“ und glaubte ihn durch solche Benennung auf's Härteste bestraft zu haben. Diese Geschichte aber hatte den gelehrten Herrn in der Klosterstraße populär gemacht und in der Kiefer war er sehr bekannt, weil der Kammerherr von Schenkendorff, dessen Söhne auf dem Kloster die Schüler des Professors waren, ihn stets in die Kiefer zu Tische bat, wenn er nach Berlin kam und dann nie unterließ bei Frau Marton ein Gericht Daucus Carota für seinen Gastfreund zu bestellen.

Darum lachten sie Beide, der Kiefernwirth und seine Tochter, als des Professors Möhren erwähnt wurden.

Ein Wagen rasselte die Straße herunter.

„Das sind die Braunen des Rittmeisters!“ rief der Kiefernwirth, nachdem er die Hand einen Moment über die Augen gehalten und fügte dann sachverständig hinzu: „hat sich doch nicht verkauft mit den Braunen, machen sich immer schmucker die Thiere, ich sag's ja, der versteht sich auf Pferdefleisch wie gar kein Anderer!“

Er trat zur Seite neben seine Tochter, welche sich gleich erhoben und die Möhrenschüssel auf die Fußbank gestellt hatte.

„Gehorsamster Diener, Herr Rittmeister, ei! die gnädige Frau! das ist ja eine Ueberraschung; willkommen in Berlin, sieht man die gnädige Frau auch mal wieder hier? es ist so lange, gnädige Frau, daß Sie nicht in die Stadt gekommen!"

Unter diesen herzlichen Bewillkommnungen des Kiefernwirths und seiner Tochter stiegen Herr und Frau von Margendorff, ebenfalls freundlich grüßend, aus ihrem Wagen und wurden von der Frau Marton in das erste Stockwerk hinauf geleitet, während der Kiefernwirth, natürlich die Pfeife im Munde und die Hände in den Camisoltaschen, aufmerksam betrachtend um die schönen Braunen des Rittmeisters herum ging, sich mit dem Kutscher der Schatzlow'schen Herrschaft unterhielt und dem Hausknecht mit der bedenklich rothen Nase und der blauen Schürze, welcher ausspannte, seine Befehle ertheilte.

Indessen hatte Frau Marton ihre Gäste auf das Zimmer geführt, welches der Rittmeister gewöhnlich zu bewohnen pflegte, wenn er in Berlin war; da

standen bequeme Sessel mit krummen Beinen und mit verschossener grüner Seide bezogen, da hingen ganz werthvolle Kupferstiche an den Wänden, da bläheten sich blüthenweiße Betten unter dem großen Himmel, der von einem Federbusch überragt war; da war es kühl und duftete eigenthümlich nach Thymian, denn ein großer Potpourri stand auf der vergoldeten Console unter dem allerdings fast ganz erblindeten Ovalspiegel; da machte sich ein Staarmatz in seinem grünen Käfig am Fenster bemerklich; nur die alte Uhr in dem bunten Porzellan-Gehäuse, ein Prachtstück, stand still, das konnte aber gar nicht auffallen, denn sie stand schon viele Jahre still; sie hatte es auch gar nicht nöthig zu gehen, denn gleich schräg gegenüber war ja die Spieluhr der Parochialkirche, die sich alle Viertelstunden mit dem Bruchstück eines Chorals vernehmen ließ, die „Singe-Uhr", wie die Berliner sagen.

Frau von Margendorff, welcher Frau Marton den Hut abgenommen, streckte sich behaglich in einem der Armsessel, der bei dem offenen Fenster stand; Rose war noch immer, obwohl fast zehn Jahre vergangen, seit wir sie nicht gesehen, eine sehr anmuthige und jugendliche Erscheinung, man sah ihr nicht an,

daß sie indessen die Mutter von fünf Kindern geworden; sie war noch schlank wie ein Mädchen. Den guten Rittmeister dagegen hatte die Zeit weniger geschont, er war ziemlich stark geworden, trat schwer auf und sein Antlitz, obwohl gesund und gut, war doch etwas ins Breite gegangen und ließ ihn älter erscheinen, als er war.

„Sie werden hier auch schon erwartet, gnädiger Herr!“ wendete sich Frau Marton an den Rittmeister.

„Wie meinen Sie das, liebe Marton?“ fragte Hans Carus, sich neben seiner Frau niederlassend.

„Ja, da ist seit vorgestern ein Herr hier,“ erzählte die Wirthin eifrig, „ein verabschiedeter Officier, er hat einen hübschen Knaben bei sich, der erkundigte sich nach seiner Ankunft, als er erfuhr, daß unser Haus den Vorzug hätte von dem hohen Adel vom Barnim und weiter, ob uns nicht der Herr von Margendorff auf Schatzlow bekannt sei, der früher Officier gewesen. Ich sagte ihm nun, daß er sich mit seiner Frage an gar keiner bessere Stelle hätte wenden können, denn erstlich hätten wir seit vielen Jahren schon die Ehre gehabt von dem wohlseligen Herrn

Obristwachtmeister und dessen Gemahlin, zweitens nähmen der Herr Rittmeister und die gnädige Frau stets ihr Quartier bei uns, wenn sie in die Stadt kämen, und drittens hätte der Angermünder Bote am Sonnabend vermeldet, daß der gnädige Herr heute hier eintreffen thäten. Als der Fremde das hörte, wurde er grausam vergnügt und hatte sich wie ein Kind, weil er nun die Reise nach Schatzlow nicht zu machen brauche und früher als er gehofft nach Hause komme. Dann that er noch allerlei Fragen und meinte endlich, der gnädige Herr Rittmeister müßten der Herr von Margendorff auf Schatzlow sein, den er suche, es sei kein Irrthum möglich!"

„Wer kann das wohl sein?" fragte Hans Carus nachdenklich.

„Nun, das kannst Du ja bald erfahren!" erwiederte Rose aufstehend, „Du brauchst ihn ja nur rufen zu lassen, ich werde gleich zu Idalie gehen, die gewiß schon wartet, Du kommst mir dann nach, sobald Du diesen Fremden gesprochen hast!"

Damit stellte sich Frau von Margendorff vor den Spiegel, aus purer Gewohnheit, denn in dem erblindeten Glase konnte sie von sich nichts sehen, und

ordnete ihre Kleidung, setzte den Hut wie gewöhnlich etwas schief auf und machte sich zum Ausgehen fertig.

„Ist der fremde Herr zu Hause?“ fragte der Rittmeister Frau Marton.

Diese bejahte.

„So bitten Sie ihn zu mir!“

Rose reichte ihrem Gemahl die Wange zum Kuß und ging dann, von Frau Marton gefolgt, hinaus.

Hans Carus lächelte über sich selbst, denn er fand sich ganz gewaltig neugierig.

Glücklicher Weise sollte diese Neugierde bald befriedigt werden.

Es wurde hart an die Thür geklopft und auf des Rittmeisters: „Herein!“ trat eine riesenhafte, hagere Gestalt mit einem verwetterten Gesicht in's Zimmer, welche, in einen langen blauen Rock gekleidet, sich soldatisch straff aufrichtete und barsch sagte: „Der Herr Rittmeister von Margendorff?“

„Der bin ich,“ antwortete Hans Carus, der vergeblich nach einem bekannten Zuge in dem völlig fremden Gesichte suchte; „mit wem habe ich die Ehre?“

„Ich bin der verabschiedete Feuerwerks-Lieutenant und Einnehmer Hiob Klinker!“ lautete die Antwort.

Auf einen einladenden Wink des Rittmeisters ließ sich der Riese nieder, Hans Carus aber wiederholte mehrmals den Namen Klinker und strengte sein Gedächtniß an; es war ihm, als ob er diesen Namen schon vernommen.

„Es ist möglich,“ nahm jetzt der Feuerwerks-Lieutenant das Wort, „daß der Herr Rittmeister meinen Namen irgend Mal schon gehört hat, gesehen haben wir uns, so viel ich mich wenigstens besinnen kann, noch niemals; ich komme auch nicht meinetwegen, sondern für einen Todten, für Ihren Vetter und meinen liebsten, besten Freund auf Erden, den guten Heinrich Marner, oder wie er eigentlich hieß: Traugott Heinrich von Marnow!“

Es zitterte eine tiefe Rührung in der heisern Stimme des Feuerwerks-Lieutenants, als er von seinem verstorbenen Freunde sprach.

„Sie sind der Pastorsohn von Heidersdorf,“ rief Hans Carus ebenfalls bewegt, „der Jugendfreund meines armen seligen Vetters; jetzt erinnere ich mich Ihrer wohl, Sie sind in Liebe und Treue meinem Vetter zugethan gewesen und ich habe ihn oft von Ihnen mit Liebe reden hören!“

„Das mag sein," erwiederte Hiob Klinker und wischte sich die Augen, „er hatte ein zu gutes Herz, der Heinrich!"

„Sie hatten," fuhr Hans Carus, plötzlich auf einen Nebengedanken gerathend, auf, „Sie hatten eine schöne Schwester, Herr Lieutenant!"

„Donner und Wetter," schrie Klinker, indem er erbleichte, „reden Sie nicht von der Dirne, der verlaufenen Dirne, die mit einem Schurken davon lief! Was haben Sie mit meiner Schwester zu thun?"

„Ich habe die Unglückliche in ihrem letzten Augenblick auf Erden getröstet, so gut ich konnte!" sagte der Rittmeister einfach.

Hiob Klinker starrte ihn trübe an.

„Die Unglückliche," sprach Hans Carus ernst weiter, „von einem gewissenlosen Verführer in's Elend gebracht, hat schwer gebüßt, sie liegt in Frankreich begraben; der Schurke aber, der sie in's Verderben brachte, den sah ich zwischen Himmel und Erde hängen und die Vögel nährten sich von seinem Fleische!"

„Arme Kerenhapuch!" flüsterte Hiob und blickte vor sich nieder.

Jetzt erst hatte der Bruder der Schwester verziehen.

Es entstand eine längere Pause, die Herren waren Beide mit ihren Gedanken beschäftigt.

„Aber Sie wollten von meinem Vetter mit mir reden!“ fragte der Rittmeister sich besinnend.

„Ach ja!“ entgegnete Klinker zerstreut.

„Ich habe,“ fuhr der Rittmeister, der dem armen Hiob helfen wollte, fort, „von meinem Vetter zum letzten Male in Frankreich, auf dem Rückzuge aus der Champagne gehört; ein anderer Verwandter, der Lieutenant von Templin, hat sich viele Mühe gegeben, Etwas von ihm zu erfahren, aber es war vergeblich, wir sind der Ansicht, daß er irgendwo in einem Lazareth gestorben ist!“

„Nein, das ist er nicht,“ entgegnete Hiob Klinker bestimmt, „freilich hat er lange im Lazareth gelegen, hat sich auch wohl den Tod in Frankreich geholt, aber bevor er gestorben ist, hat er das Mädchen, welches er liebte, geheirathet und hat noch etliche Jahre in einer glücklichen Ehe mit ihr gelebt!“

„Wirklich!“ rief der Rittmeister erstaunt, „und wir haben davon gar nichts erfahren?“

„Der Herr Rittmeister haben vergessen,“ erklärte Klinker, „daß sich mein Freund, ich war wohl mit

Schuld daran und mir hat's nachher mehr leid gethan als ihm, seines adeligen Standes begeben; er kam als invalider Unterofficier aus dem Felde, er liebte und heirathete ein armes Mädchen, die nicht viel etwas anderes war, als ein Dienstmädchen; sollte er damit in die Familie kommen? Er wollte es nicht und er hat recht daran gethan, er wurde Accise-Einnehmer in Südpreußen, dort hat er mit einem lieben, hübschen Weibe und mit mir, seinem alten Jugendfreunde, noch recht glücklich, wenn auch etwas armselig, gelebt. Nun, um es kurz zu machen, als der Heinrich vor sechs Jahren starb, hinterließ er seine Wittwe mit einem kleinen Knaben ohne alle Hilfsmittel, da habe ich mich der Sache angenommen, seinen Einnehmer-Posten bekommen, seine Wittwe geheirathet und seinen Sohn erzogen. Ich weiß wohl, daß es die Wittwe erst nicht gern gethan hat, obwohl sie mich kannte, aber sie hat's nachher nicht bereut und zu helfen war ihr sonst nicht. Nun, Herr Rittmeister, auf seinem Sterbebette hat mir der Heinrich einen Ring und etliche Papiere für Sie gegeben und mir befohlen, daß ich seinen Sohn, er ist Hans Carus getauft, wenn er etwas größer geworden, zu

Ihnen bringen und Sie in seinem Namen bitten möchte, sich des Kindes anzunehmen und ihm wieder zu seinem Rechte zu verhelfen. Der Junge ist jetzt zehn Jahr, früher konnte ich Ihnen denselben nicht bringen, denn meine Alte wollte sich nicht von dem Burschen trennen; es hat jetzt noch Mühe genug gekostet und mir selbst ist's gar nicht recht, ich hätte den kleinen Kerl gern behalten, obwohl ich auch drei Jungen mit meiner Frau habe und eine Marielle, ja, denn er sieht ganz aus wie sein Vater aussah, als wir in Heidersdorf mit einander spielten; indessen, sein Vater hat's gewollt, und es war auch Zeit, daß er fortkam, denn er muß doch eine ganz andere Erziehung bekommen, wenn er ein Edelmann werden soll, denn das war's doch, was der arme Kerl, der Heinrich, meinte, als er sagte, daß Sie ihm wieder zu seinem Rechte verhelfen sollten. Hat auch recht, hab's zu spät eingesehen, daß es nicht gut thue die Menschen anders zu classificiren als sie der liebe Herrgott classificirt hat. Was ich aber noch sagen wollte, wo auch der Hans hinkommt, er darf seiner Mutter nicht fremd gemacht werden, da ginge mein armes Weib drüber zu Grunde und der Herr Ritt-

meister dürfen das nicht übel nehmen; noch eine Frage, sind Sie reich? nämlich so, daß Sie für meinen Jungen ordentlich sorgen können, ohne Sich und Ihren Kindern Schaden zu thun?"

Hans Carus lächelte den ehrlichen Feuerwerks-Lieutenant freundlich an; er hatte ihn ruhig reden lassen und unterdessen seinen Entschluß gefaßt.

„Ich bin nicht reich," sagte er endlich, „obwohl es mir ganz leidlich geht, den Sohn meines Vetters aber würde ich erziehen, auch wenn's mir knapp ginge; indessen bin ich nicht in Verlegenheit, denn unsers guten Heinrichs Schwester lebt ja und sie ist eine reiche Frau, eine kinderlose Wittwe!"

„Die Sophie Dorothee?" rief der Lieutenant und wurde ganz roth.

„Ja, die Sophie Dorothee, die Frau von Sandow!" nickte Hans Carus.

„Nun, und wenn die Sophie Dorothee noch so reich ist," nahm Hiob Klinker wieder das Wort, „und wenn sie noch so viel für unsern Jungen thun will, sie soll herzlich bedankt sein dafür, auch Sie, Herr Rittmeister; seine Mutter und ich, wir haben ausgemacht, daß er von uns etwas bekommen muß, denn

wir sind nicht arm, seit ich vor drei Jahren die Erbschaft von meiner Mutter bekam, und ein Sohn muß von seiner Mutter ernährt werden, wir werden zahlen und wenn monatlich zehn Thaler nicht reichen, so können wir auch noch mehr geben."

Der Rittmeister reichte dem ehrlichen Hiob Klinker die Hand; er wußte die Gesinnung zu würdigen, aus welcher diese Erklärung hervorging.

„Wir, seine Mutter und ich wollen;" so fuhr der Feuerwerks-Lieutenant fort, „daß der kleine Hans zu einem rechten Edelmann soll erzogen werden, denn wir haben die Ueberzeugung, daß der Herr Rittmeister ihm schon wieder zu seinem Recht verhelfen wird, zumal da die Frau Tante auch noch bei Leben ist; sehen Sie, Herr Rittmeister," setzte der gute Gesell vertraulich hinzu, „ich bin's gewesen, der den seligen Heinrich dazu gebracht hat, sich seines adligen Standes zu begeben, und das ist ein schlechter Rath gewesen, ich kann da mein Unrecht nur wieder gut machen, wenn ich daran wende, was in meinen Kräften steht, um aus dem kleinen Hans wieder einen Edelmann zu machen!"

„Kann ich meinen jungen Vetter sehen, lieber Lieutenant?" fragte Hans Carus aufstehend.

Mit einer Schnelligkeit, die bei diesem Elephanten-Menschen etwas Verwunderliches, vielleicht sogar etwas Komisches hatte, verschwand Hiob Klinker, um sogleich mit einem zehnjährigen Knaben zurückzukehren, der mit einer recht anmuthigen Mischung von knabenhafter Dreistigkeit und kindlicher Schüchternheit dem Rittmeister die Hand reichte.

Hans Carus blickte ihm eine Weile forschend in's Gesicht, dann zog er ihn an sein Herz und küßte ihn mit tiefer Rührung, denn der Knabe war seinem Vater so ähnlich, daß Jeder, der den armen Traugott Heinrich gekannt, sich bei seinem Anblick gerührt fühlen mußte. Hans war seinem Vater ähnlich, aber auch seiner Mutter, und so kam es, daß er trotz aller Aehnlichkeit viel hübscher als sein Vater war.

„Es wäre mir lieb, lieber Lieutenant," wendete sich Hans Carus an Hiob Klinker, „wenn Sie meinen kleinen Vetter jetzt mit mir gehen lassen wollten, ich bringe ihn auf den Abend wieder zurück. Ich möchte ihn nämlich meiner Frau und der Schwester meiner Frau, der verwittweten Marquise Sanglier von Gap, einer ganz vortrefflichen Frau, vorstellen. Mein Plan ist nämlich, der Marquise den kleinen Vetter zu über-

geben, die einen Knaben ziemlich in demselben Alter hat; die beiden jungen Menschen können dann zusammen hier die Schule besuchen und unser lieber Hans findet bei meiner Schwägerin eine so liebevolle häusliche Erziehung, wie an keinem andern Ort. Sollte aber die Marquise, wider mein Vermuthen, nicht auf diesen Plan eingehen, so nehme ich meinen jungen Verwandten für's Erste mit nach Schatzlow und rede mit der Schwester seines Vaters, der Frau von Sandow. Ich verspreche Ihnen, lieber Lieutenant, daß Sie Ihren Beitrag zu den Erziehungskosten zahlen sollen und daß ich meinerseits Alles thun will, um dem Sohne des Vetters Traugott Heinrich von Marnow wieder zu seinem Rechte und seinem Geburtsstand zu verhelfen."

Der Feuerwerks-Lieutenant war mit Allem zufrieden und verrieth eine große Freude darüber, daß sich für seinen Stiefsohn Alles so glücklich und glatt zu ordnen schien; der Knabe selbst zeigte sich ernst, ruhig und gehalten, er war reifer schon als man seinen Jahren nach erwarten konnte; auch in diesem Wesen zeigte er eine Aehnlichkeit mit seinem Vater.

Der Rittmeister ging mit seinem kleinen Ver-

wandten die Klosterstraße hinunter, die Königsstraße, über die Churfürstenbrücke und suchte durch rasches, freundliches Fragen den Knaben kennen zu lernen; es war das nicht schwer, denn bei der Statue des großen Churfürsten auf der Brücke, beim Königlichen Schloß, bei dem Zeughause, beim Prinz Heinrich'schen Palais, dem Opernhause und der Bibliothek wußte das Kind ganz vorzüglich Bescheid zu geben. Er hatte das Alles schon am Tage zuvor gesehen, sein Stiefvater hatte ihm kurze Nachrichten von diesen Gebäuden gegeben, aber die Sicherheit, mit welcher der kleine Hans Alles behalten hatte, die glatte Form, in welcher er es wiedergab, der Eifer, mit welchem er weitere Fragen that, das Alles überzeugte den Rittmeister bald davon, daß er es hier mit einem Knaben von nicht gemeinen Fähigkeiten zu thun habe, dem das Lernen nicht so bitterlich schwer werden würde, wie einst dem armen Vater.

Als die beiden Verwandten über den Gensd'armenmarkt und die Markgrafenstraße hinunter gingen, ließ sich der Rittmeister von der Mutter, den jüngern Geschwistern und den Verhältnissen zu Hause erzählen und hatte seine herzliche Freude an dem warmen,

innigen Tone, mit welchem sich der Knabe aussprach; er wußte nun, daß sein kleiner Vetter nicht nur geistig begabt, sondern auch gut geartet und wohl erzogen sei.

So kamen sie in das unsern Lesern schon bekannte Haus der Marquise Sanglier von Gap in der Junkerstraße, und die beiden Rothenburg'schen Schwestern empfingen den kleinen Knaben, und nachdem er ihnen als Verwandter vorgestellt, mit wahrhaft mütterlicher Herzlichkeit. Mit Idalie's kleinen Töchtern, der Sohn war noch in der Schule, schloß der fremde Vetter bald Freundschaft. Die beiden Mädchen, es waren Zwillinge, zeigten bis jetzt noch keine Spur von der hohen Schönheit der Mutter, die großen dunkeln Augen hatten sie von ihrem Vater.

Idalie selbst erschien in der Wittwentracht, sie hatte sich seit dem Tode des Marquis nur schwarz getragen, ebenso schön wie dereinst; sie war auch durch den Tod des geliebten Mannes nicht hart und streng geworden, der Zug süßer Mildigkeit trat jetzt noch stärker hervor in ihrem Antlitz als ehedem, und trotzdem lag in ihrem Auftreten eine gewisse Sicherheit und Festigkeit.

Gewiß, die verwittwete Frau von Taubenheim war sehr verschieden von der verwittweten Marquise Sanglier; die erstere war ein strahlender Sommertag, die zweite ein heller, anmuthiger Herbsttag. Man konnte es bemerken, daß die Marquise alterte und sie verbarg es in keiner Weise, aber es war fast, als ob das reifere Alter der edlen Dame eine neue, eine andere Art von Schönheit verleihe. Wir haben schon gesagt, daß Frau von Margendorff noch immer eine recht hübsche Frau, eine anmuthige, fast jugendliche Erscheinung war; neben der Schwester erschien sie geradezu unbedeutend. Das wurde Jedem klar, nur Einem nicht, dem tapfern Hans Carus, der wirklich noch in ganz jugendlicher Schwärmerei für seine Rose glühete und sie für die schönste aller Frauen hielt, wenn er auch, als ein rechter und ächter Märkischer Junker, wenig davon spüren ließ und niemals davon sprach. Rose ganz allein vielleicht wußte, daß ihr Gemahl mit ganz derselben ritterlichen Verehrung ihr diente, wie in den Tagen der ersten Liebe, aber gerade dieses süße Geheimniß zwischen den beiden Eheleuten gab ihrem Leben einen Reiz und eine Wärme, wie das selten gefunden werden mag.

Idalie freute sich herzlich des Glückes ihrer Schwester, das eigentliche Wesen desselben, der poetische Zauber, mit welchem es ausgestattet war, den kannte sie nicht, weil sie bei dem seltenen Zusammensein keine Veranlassung fand, sich näher darauf einzulassen, das würde sie nur gethan haben, wenn sie die Schwester unglücklich gesehen hätte.

Für das Glück hatte die edle Frau nur Theilnahme, das Unglück allein forderte sie zur Thätigkeit und zur Hülfe heraus.

Hans Carus theilte den beiden Damen ausführlich die Geschichte des kleinen Vetters und dessen Vaters mit, so weit dieselbe ihnen nicht schon bekannt war, dann sprach er gegen die Marquise offen seine Wünsche aus und hatte die Freude, daß Idalie, rasch entschlossen, wie ihre Weise immer war, wenn sie meinte, ihren Nebenmenschen helfen und nützen zu können, sich bereit erklärte, den Knaben mit ihrem Sohne zu erziehen.

Man war noch im Gespräch über die häuslichen Einrichtungen begriffen, welche die Aufnahme des kleinen Hans in das Haus nöthig machte, als der Hoffiscal Müller gemeldet wurde.

„Er ist pünktlich wie die Uhr!" sagte die Marquise aufstehend, deutete auf die Uhr und ging dem Eintretenden entgegen.

Der Justiz-Commissarius und Hoffiskal August Müller, eine kurze, gedrungene Gestalt mit einem dicken, rothen, gutmüthigen Gesichte, in einem langen braunen Rock und weißem Halstuch, trat wie schüchtern über die Schwelle, verneigte sich, nahm seine Brille ab, putzte die Gläser mit dem blauen Taschentuch und sprach mit etwas belegter Stimme: „Ich habe die Ehre, den gnädigen Herrschaften meinen Respect zu vermelden und bin bereit, dieselben in das Gartenhaus zu begleiten, wo nach dem Willen der Erblasserin die Eröffnung, welche ich zu machen habe, stattfinden soll!"

Als der brave Hoffiskal diese Anrede beendet, setzte er mit einer gewissen Entschlossenheit seine große silberne Brille wieder auf, verneigte sich mehrmals gegen die Damen, welche ihre Hüte aufsetzten und ihre Tücher umnahmen, und schüttelte herzlich die Hand des Rittmeisters, die dieser ihm als einem alten Freunde bot.

Hoffiskal Müller war damals Einer der geschick-

testen, gewissenhaftesten und gesuchtesten Advocaten der Preußischen Hauptstadt, der besondere Vertrauensmann des märkischen Adels, dessen juristischer Rathgeber und bereitwilliger Helfer in allen gerechten Sachen.

„Die Linke kommt vom Herzen, und Ehre dem Manne, der seine Gliedmaßen geopfert hat im Kriege für König und Vaterland!" sagte der Rechtsmann mit fast feierlicher Stimme; der Rittmeister lächelte, denn genau mit denselben Worten begrüßte ihn der Hoffiskal jedes Mal, wenn er ihn sah.

Man ging, die beiden Schwestern Arm in Arm voraus; Rose und Idalie hatten sich immer viel zu sagen, wenn sie zusammen kamen, denn sie sahen sich eigentlich doch selten, obwohl Schatzlow nur vier Meilen von Berlin entfernt war. Die Hausfrauen von damals verließen nur ungern das Haus, den Kreis ihres Berufs, und vier Meilen galten noch für eine Reise.

Hans Carus und der Hoffiskal folgten den beiden edlen und schönen Frauen; der Rittmeister in seiner raschen Weise erkundigte sich lebhaft, welche Schritte man thun müsse, um einen Knaben, dessen Vater sich des Adels entschlagen, wieder in seine Geburtsrechte einzusetzen, doch nannte er noch keinen Namen.

Der Rechtsmann gab seine Erklärungen in jener allerdings etwas pedantischen, zugleich aber auch klaren und sichern Weise, die ihm so viele Freunde unter den märkischen Junkern gemacht hatte. Indessen fand er heut an dem Rittmeister einen weniger aufmerksamen Zuhörer, als er nach dem Eifer, mit welchem er befragt worden war, hätte erwarten können.

Der Hoffiskal, der das wohl bemerkte, wiegte in einer stillen, nachdenklichen Weise sein Haupt, nahm die Brille ab und putzte die Gläser mit dem blauen Taschentuch, sagte aber kein Wort.

Man war in der Scheffelgasse und Hans Carus gedachte jenes Abends, an welchem er, ein junger Cornet vom Regiment Leibcarabinier, hierher gewandelt, mit hochklopfender Brust, dem ersten Rendezvous entgegen. Er wußte jetzt, daß die seltsame Einsiedlerin, die ihn damals empfangen, mit allen Mitteln ihres ränkevollen Geistes gegen seine Liebe angekämpft, daß sie seiner Jugend die bittersten Schmerzen bereitet und ihn auch wirklich Jahre lang von Rose entfernt gehalten. Aber Rose, diese selbe Rose, wandelte da mit leichten Schritten vor ihm her und war sein geliebtes Weib, die verehrte Mutter seiner Kin-

der, und noch mehr als das, sie war ihm Alles. Er fühlte in seinem Herzen auch nicht die Spur von Unmuth gegen die Einsiedlerin des Gartenhauses.

Und eben in dieses Gartenhaus im Haugwitzischen Garten begaben die Rothenburgischen Schwestern sich jetzt, um als Erben der gerade nun vor Jahresfrist verstorbenen Tante Minette, um deren letzten Willen zu vernehmen. So wollte es die Dame, deren Testamentsvollstrecker der Hoffiskal war, denn bis zum letzten Tage ihres Lebens, bis über Tod und Grab hinaus, hatte sich die Matrone mit dem Kindergesicht mit einem geheimnißvollen Schleier zu umgeben gewußt.

Das Vermögen der Tante, welches übrigens gar nicht bedeutend war, hatten die Schwestern gleich nach dem Tode der seltsamen Frau erhalten, die Villa aber und deren Inhalt mußte nach letztwilliger Verfügung ein volles Jahr hindurch unangetastet bleiben, dann sollte dieselbe an einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde den Schwestern übergeben und ihnen dabei die Bestimmungen eröffnet werden, welche die Erblasserin sonst noch getroffen.

Der einst so versteckte Eingang in der Hütte des Gärtners war jetzt nicht mehr in Gebrauch, ja,

jene Hütte, in welcher einst Julie (sprich Schüli) Götze bei ihren Verwandten gedient, stand nicht mehr und hatte einem sehr hübschen Hause Platz gemacht, neben welchem eine Auffahrt zu einem eisernen Gitterthor führte, welches den Garten schloß. Scheinbar hatte sich das Kindergesicht in den letzten Jahren nicht mehr so streng abgeschlossen wie früher, scheinbar, denn eine hohe und dichte Hecke von Cornelkirschen hinderte jeden weitern Blick in den Garten, während das Gitterthor den Eingang sicher genug verschloß. Tante Minette hatte begriffen, daß diese scheinbare Offenheit die Neugierde lange nicht so herausfordere, als die gänzliche Abgeschlossenheit, und hatte diesen Zugang anlegen lassen, als der Gärtner seine Hütte verkaufte und ein neuer Nachbar das schöne Haus baute. Sie sah, daß die ganze Gegend mehr bebaut und täglich lebhafter wurde, da hielt sie es gerathen, der Neugierde den Vorwand zu nehmen, und sich doch zugleich zu sichern.

An dem eisernen Gitterthor stand ein Schreiber des Hoffiskals, eine lange, klapperdürre, fadenscheinige Gestalt, ein Menschenkind, welches aussah, als sei es schon mit der Feder hinter dem Ohr und mit Dinten-

flecken an den Fingern auf die Welt gekommen; übrigens ein von dem Hoffiskal sehr geschätzter, fleißiger und brauchbarer Arbeiter; dieser schloß auf einen Wink seines Herrn das Thor mit dem schon bereit gehaltenen Schlüssel auf.

Mit eigenthümlichen Empfindungen wandelten die Schwestern durch den im altfranzösischen Geschmack angelegten, aber durchaus verwilderten Garten; es war ihnen, als sei ein Mährchen vor ihnen lebendig geworden, die liebliche Mähr vom Dornröschen, denn wie träumend standen die Gyps-Abgüsse antiker Statuen und die Sandsteingruppen, von Schlingpflanzen umsponnen, wie träumend neigten selbst die Bäume ihre Wipfel, und in den mit Kiessand und Muscheln bestreuten Wegen machte sich eine ganze Vegetation so üppig breit, daß man wohl erkennen konnte, wie ungestört von Menschenhand und Menschenfuß, die Natur hier walten durfte. Die sommerliche Abendsonne lag warm und still auf dem Garten, kein Lüftchen regte sich, das leise Summen der Insekten war der einzige Laut des Lebens.

Schweigend waren die fünf Personen bis zu dem von einer Taxushecke umhegten Platz vor der Säulenhalle der Villa gekommen; einst war diese Hecke scharf

unter der Scheere gehalten worden, jetzt waren die grünen Urnen, die über dem Rande der grünen Wand sich zierlich erhoben hatten, zu unförmlichen Büscheln ausgewachsen, und die vom Regen zerwaschenen weißen Statuen der Göttinnen schienen sich schamhaft in ihre Nischen zurückzuziehen, um die Verstümmelungen nicht sehen zu lassen, welche durch die Unbill von Wind und Wetter an ihren schönen Leibern angerichtet.

Ehedem hatte das Kindergesicht im Herbst die Statuen mit einem Stroh- und Bretterverschlag geschützt vor dem rauhen Winter und sie erst im Frühling wieder von der Hülle befreit; im letzten Winter war das unterblieben, und kläglich zugerichtet stand der Olymp von Gyps; an manchen Stellen lag auch schon ein Repräsentant oder eine Repräsentantin der heitern Götterwelt Griechenlands, kläglich in Scherben gebrochen, auf dem Rasen.

Bevor die Gesellschaft die Treppe zu dem Portikus hinaufstieg, deutete der Hoffiskal Müller schweigend auf eine Wagenspur, welche vor der untersten Stufe hinlief; Alle verstanden ihn, die einzige Spur, die sie sahen in dem Garten, war die, welche der Leichenwagen der ehemaligen Besitzerin zurückgelassen.

Sie hatten nicht nöthig, an die Pforte zu klopfen, denn diese öffnete sich von selbst; sie waren erwartet worden; neben der Thür stand in schwarzen, weitfaltigen Trauergewändern jenes einzige Wesen, welches die Einsamkeit der Tante Minette immer getheilt hatte, die bei keinem Namen genannt, sondern nur die italienische Sängerin geheißen wurde. Man konnte wohl noch sehen, daß diese Frau einst eine große und gebieterisch-stolze Schönheit gewesen; die mächtigen Augen glüheten noch jetzt leidenschaftlich in dem bleichgelben, abgezehrten Antlitz und der lange Trauerschleier wallte um eine hohe, schlanke Gestalt; in dem glänzend schwarzen Haar aber, das fast ganz frei über die Schultern fiel, trug die Seltsame einen Kranz von Orangenblüthen.

Ohne sich um die Andern zu kümmern, zeigte die italienische Sängerin mit ihrer abgezehrten Hand auf Hans Carus und sprach halblaut mit ihrer tiefen Altstimme: „Er hat die Hand nicht mehr, die Er mir reichte, als ich ihn an jenem Abend über diese Schwelle führte; Er hat die Hand nicht mehr, denn Er wollte sie einer Andern geben!“

Dem Rittmeister fröstelte.

„Ist Alles in Ordnung, Mademoiselle?" fragte der Hoffiskal mit starker Stimme, indem er entschlossen seine Brille aufsetzte, deren Gläser er wieder mal geputzt.

Die italienische Sängerin fuhr zusammen bei dieser Frage, ihr Antlitz bekam einen ganz andern Ausdruck, und höflich, beinahe demüthig, entgegnete sie: „Es ist Alles in Ordnung, Herr Hoffiskal; wollen die Herrschaften die Gnade haben, mir zu folgen!"

Sie ging voran, die Gesellschaft folgte ihr durch die Rotunde, wo noch immer Lorbeer und Myrthe um die Marmorbilder grünten; sie gingen durch die Zimmerreihe, die wir im ersten Buche unserer Erzählung beschrieben haben, und dem tapfern Hans Carus war es zu Muth, als sei es gestern erst gewesen, daß er diese Räume durchschritten. Es war nichts darin geändert, nur sah man hier und da Kästen von Holz oder Pappe auf einander geschichtet, welche Theile der verschiedenen Sammlungen enthielten, die damals noch in den Schränken Platz gefunden, nachher aber, fortwährend wachsend, auf diese Weise untergebracht werden mußten.

Denn immer neue Sammlungen hatte sich das

Kindergesicht angelegt, der unruhige Geist hatte mit einer wahren Wuth gesammelt.

„Das war ihre letzte Freude," sagte Idalie zu ihrer Schwester, auf ein Schränkchen mit ganz flachen Kästen deutend, das am Wege stand, „dieses Schränkchen enthält mehrere tausend Echantillons von farbigem Papier!"

Die italienische Sängerin blickte über die Schulter zurück und warf einen zornigen Blick auf die Marquise. Diese lächelte die unglückliche Person wehmüthig an, sie wußte ja längst, daß sie von dieser bitterlich gehaßt wurde. Idalie war die Einzige aus der Familie, welcher Tante Minette den Zutritt zu sich verstattet hatte; Rose's Besuch hatte sie sich streng verbeten, und Hans Carus, den sie wahrscheinlich empfangen haben würde, wenigstens glaubte Idalie das, hatte ihr keinen Besuch gemacht, weil sich die alte Intriguantin geweigert, seine Rose zu empfangen. Warum aber hatte sie Rose nicht sehen wollen? vielleicht weil sie sich derselben gegenüber im Unrecht fühlte, vielleicht aber auch nur, um ein neues Stück Geheimniß zu haben, ein neues Räthsel aufzugeben, welches zu lösen sie niemals gewillt war!

Die Gesellschaft betrat endlich das unsern Lesern wohlbekannte Wohngemach der Tante Minette; hier war insofern eine Aenderung eingetreten, als etliche Sessel um den Tisch gestellt waren, weil der Divan, der an den Wänden hinlief, mit den verschiedensten Kästchen belegt war, an welchen lange beschriebene Zettel hingen: Inhaltsverzeichnisse mit Preisbestimmungen.

Als Alle Platz genommen um den Tisch, auf einen gebieterischen Wink des Hoffiskals auch die italienische Sängerin, nahm der Rechtsmann einige Papiere aus der Hand seines Schreibers und dictirte diesem, nachdem er seine Brille abgewischt und wieder aufgesetzt hatte, den Eingang eines Protocolls, dann legte er Hans Carus ein ganz von der Hand der Tante Minette geschriebenes und legalisirtes Schriftstück vor, welches ihn zum Testamentsvollstrecker ernannte und die Bestimmungen über ihr Begräbniß enthielt.

„Die Frau Marquise," bemerkte er dazu, „hat mir bereits mit zwei Urkundspersonen bezeugt, daß das Begräbniß der wohlseligen Gräfin Wilhelmine von Rothenburg ganz deren letzten Verfügungen gemäß ausgeführt worden ist. Hier ist das Schriftstück;

dies ist ferner die Bestimmung der Erblasserin über das vorhandene Baarvermögen, welches, mit Ausnahme eines Legates, zu gleichen Theilen an die Frau Marquise Sanglier von Gap und die Frau von Margendorff, Schwestern und geborene Gräfinnen von Rothenburg, als alleinigen Verwandte und Erbinnen zu zahlen; wollen Sie, Herr Rittmeister, sich von der Richtigkeit der darüber ausgestellten Quittungen überzeugen und dieselbe anerkennen?"

Hans Carus warf einen flüchtigen Blick auf die Papiere und gab seine Anerkennung, welche der Schreiber zu Protocoll nahm.

„Weiter habe ich hier," fuhr der Hoffiskal, der unterdessen sehr eifrig seine Brille mit dem blauen Taschentuch geputzt hatte, „weiter habe ich hier die Bestimmung der Verewigten, daß nach ihrem Tode ein volles Kalenderjahr, so wie noch sechs Wochen und drei Tage darüber vergehen sollten, bevor in diesem Hause etwas angerührt werde, mit Ausnahme der Edelstein-, der Münzen- und Medaillen-Sammlungen, diese sollten Sachverständigen übergeben und abgeschätzt werden. Es ist das geschehen, wie sich die gnädigen Herrschaften überzeugen können!"

Er deutete auf die mit Zetteln versehenen Kästchen, welche auf dem Divan standen.

„Demoiselle Angela Cipriani ist mit dem Diener Paul Odet, welcher vor einem Vierteljahr etwa gestorben und alle seine Ansprüche an die Demoiselle übertragen, nach dem Willen der Erblasserin in diesem Hause verblieben, und ich habe die Herrschaften heute hier versammelt an dem bestimmten Tage und zur bestimmten Zeit, um zur Vorlesung eines mir versiegelt übergebenen Schriftstücks zu schreiten, um zu thun, was mir noch zu thun übrig, und von Ihnen Decharge zu erhalten."

Der Hoffiskal nahm seine Brille ab und schwieg eine Weile, dann befahl er dem Schreiber, sich zu entfernen, zwei Zeugen zu holen und in der Rotunde zu warten, bis er ihn rufen werde.

Tiefe Stille herrschte in dem Gemach, als der Schreiber hinausgegangen war; der Hoffiskal putzte seine Brillengläser mit dem blauen Taschentuch, der Rittmeister fühlte sich höchst unbehaglich und faßte leise die Hand seiner Gemahlin, denn mit verzehrendem Feuer waren die Blicke der italienischen Sängerin auf ihn gerichtet, während Rose die Demoiselle Angela

Cipriani mit scheuer Neugierde anschaute. Die Marquise blickte ernst und gedankenvoll vor sich nieder.

Endlich setzte der Hoffiskal entschlossen seine Brille auf, zeigte den Anwesenden das unverletzte Siegel und erbrach das Schreiben endlich mit einer ihm wohlanstehenden, geschäftsmäßigen Würde. Dann las er mit erhobener Stimme wie folgt: „Die Töchter meines geliebten Bruders, des Grafen Reginald von Rothenburg sind meine einzigen Blutsverwandten auf Erden, darum haben sie ein Anrecht auf meine Verlassenschaft und sind meine Erbinnen; wenn ihnen diese Schrift vorgelesen wird, haben sie das, was ich an Geld hinterlasse, bereits zu gleichen Theilen empfangen. Das ist aber der kleinste Theil der Erbschaft; die Hauptmasse besteht in der reichen Sammlung von Edelsteinen, welche ich während meines Lebens zusammengebracht, eine gleich reiche und kostbare Sammlung dürfte sich schwerlich noch in den Händen eines Privatmannes befinden; meine Edelsteine bilden einen fürstlichen Besitz, wenige Fürstenhäuser können sich rühmen, so viele und so kostbare Edelsteine zu besitzen, wie ich den Töchtern meines Bruders hinterlasse. Sie mögen sich schwesterlich darein

theilen und sie veräußern, ich habe nichts dagegen. Die Münzen- und Medaillen-Sammlung vermache ich dem Gemahl meiner jüngern Nichte, dem Rittmeister Hans Carus von Margendorff auf Schatzlow; ich will ihn dadurch einigermaßen schadlos halten für ein Unrecht, welches ich ihm in bester Absicht zugefügt habe; er wird schon wissen, was ich meine; doch soll derselbe gehalten sein, meinem Testamentsvollstrecker, dem Herrn Hoffiskal August Müller hierselbst den fünften Theil des Werthes der Sammlung an Geld heraus zu zahlen; der Herr Hoffiskal wird dieses Legat als ein Zeichen meiner besondern Achtung annehmen. Deshalb ist auch die Münz- und Medaillen-Sammlung vorher schon abgeschätzt; es soll an dem Tage, an welchem diese Schrift in den Räumen, in welchen ich so viele Jahre einsam gelebt habe, in welchen ich sterben werde, vorgelesen wird, Alles so geordnet werden, daß späterhin keine weitern Verhandlungen mehr nöthig sind. Da ich nun die Töchter meines Bruders durch meine Edelsteine viel reicher gemacht habe, als sie irgend hoffen konnten, so werden sie schwerlich Grund haben, sich zu beklagen, wenn ich über den von mir erkauften ehemals

Haugwitzischen Garten und die Villa darin zu Gunsten der Demoiselle Angela Cipriani also verfüge, daß sie denselben besitzen soll als ein vollkommenes Eigenthum mit Allem, was sich darin nach meinem Tode befinden wird, mit Ausnahme der schon erwähnten Edelsteine, so wie der Münz- und Medaillen-Sammlung. Die Töchter meines Bruders haben so viel empfangen, daß sie dieses kleinen Eigenthums sich gern begeben werden; sie haben überdem um ihres Vaters willen die Pflicht, Demoiselle Angela Cipriani zu schonen, mehr will ich nicht sagen. Die Demoiselle ist mir mehr gewesen im Leben als Schwester und Freundin, sie hat mir mit einer Treue gedient, wie sie selten auf Erden ist; sie wird mir diese Treue noch über's Grab hinaus beweisen, denn sie wird für die Sammlungen sorgen, die sie selbst mit zusammenbringen half, sie wird sich an denselben erfreuen; auch wird sie für Alle sorgen, welche mir im Leben gedient haben, dazu habe ich sie in Stand gesetzt. So habe ich meinen Besitz vertheilt und Alles so geordnet, daß kein Streit entstehen kann und daß mein Name nicht aus der Verborgenheit hervorgezogen wird, in der ich denselben aus guten Gründen seit Jahren versteckt

habe. Nun besitze ich noch einen Schatz, einen großen Schatz, dessen Werth viel größer ist, als der meines übrigen Besitzes; von diesem Schatz aber werde ich mich auch im Tode nicht trennen, ich werde ihn mit in's Grab nehmen. Dieser Schatz ist ein großer Diamant von unermeßlichem Werth. Der Besitz dieses Schatzes hat mir viel gekostet, mehr als man ahnen kann, indessen sein Besitz hat mir kein Glück gebracht; ich kann mich aber nicht von meinem Diamanten trennen und ich bin überzeugt, daß Niemand wagen wird, die Ruhe meines Grabes nach Jahr und Tag zu stören, um den Schatz von meinem verwesten Leichnam zu stehlen; verflucht sei die Hand, die sich nach meinem Schatz ausstreckt! Ich würde gar nicht nöthig gehabt haben, hier von diesem meinem Diamanten zu reden, ich hätte viel ruhiger sterben können, wenn ich nicht so thöricht gewesen wäre, in einer schwachen Stunde meiner Nichte Idalie den Stein zu zeigen; das habe ich seitdem an jedem Tage bereut. Die Marquise Sanglier würde begreiflicher Weise diesen Schatz vermissen und an Diebstahl denken, vielleicht sogar meine getreue Angela in Verdacht ziehen, um das zu vermeiden, mußte ich

von dem edeln Diamanten hier sprechen, und darum auch habe ich diese Erbtheilung auf Jahr und Tag nach meinem Tode festgesetzt. Meine Nichten könnten eine Frage, wie ich zu diesen unermeßlichen Schätzen gekommen, thun, dazu aber müßte ich ihnen die Geschichte meines Lebens erzählen, das indessen will ich nicht, weil ich mich über einen bedeutenden Theil desselben zu ewigem Schweigen eidlich verpflichtet habe. Ich kann meinen Erbinnen nur das sagen, daß sie mir selbst bewiesen haben, wie der Einzige, der ein besseres Recht als ich auf einen bedeutenden Theil dieser Schätze hatte, längst verstorben ist. Die Frau Marquise Sanglier wenigstens wird mich darin vollkommen verstehen. Das ist's, was ich zu sagen hatte, und es ist mir ein gefälliger Gedanke, daß ein Jahr, sechs Wochen und drei Tage nach meinem Tode an diesem Tisch, an welchem ich das niederschreibe, meine Bruderstöchter sitzen werden, halb erfreut über die reiche Erbschaft, welche sie machen, und doch nicht zufrieden, weil ich den unschätzbaren Diamanten mit in's Grab genommen. Ich will auch nicht verhehlen, daß es mir angenehm ist, zu wissen, daß meine Nichte Idalie sehr verdrießlich sein wird, nichts von meiner

Lebensgeschichte zu erfahren, denn ich habe recht gut bemerkt, wie sie sich bemüht hat, hinter meine Geheimnisse zu kommen, sie hat auch allerlei erfahren, aber die Hauptsache fehlt eigentlich doch — sie möge sich trösten, das Geheimniß meines Lebens wird mit meinem theuren Diamanten im Grabe ruhen! Ich denke übrigens, daß ich Alles, was ich angeordnet, so gemacht, wie's den Umständen gemäß. Wilhelmine Gräfin von Rothenburg."

Der Hoffiskal schwieg und legte das Papier vor der Marquise nieder, dann nahm er seine Brille ab und putzte eifrig deren Gläser; Niemand sprach, jeder der Anwesenden, die italienische Sängerin vielleicht ausgenommen, fühlte sich unangenehm berührt, ja, verletzt durch den Ton, der in dem vorgelesenen Schriftstück herrschte, doch sprach Keiner ein Wort.

„Meine edlen Damen," begann endlich der Hoffiskal wieder, indem er mit noch größerer Energie als gewöhnlich seine Brille aufsetzte, „ich bedaure, daß jetzt ein Moment der Enttäuschung für sie kommt, wenn sie das, was die Verewigte von dem Werth ihrer Edelsteine gesagt, allzu wörtlich genommen haben sollten —"

„Meine Schwester und ich," sagte die Marquise, um dem stockenden Hoffiskal zu helfen, „waren im Voraus überzeugt, daß sich unsere Tante über den Werth ihrer Edelsteine in einer großen Täuschung befand, wir wußten, oder konnten uns denken, daß ein großer Theil der Steine unächt!"

Die italienische Sängerin stieß einen wilden Schrei aus und warf der Marquise einen wüthenden Blick zu, sie nahm die Rede derselben sichtlich wie eine Beleidigung auf.

„So ist es," nahm der Hoffiskal das Wort, nachdem er durch einen strengen Blick die Sängerin zur Ruhe verwiesen, „weit über die Hälfte der Edelsteine sind als unächt erkannt, doch haben die ächten, unter welchen sich nach Ansicht der Fachkundigen herrliche Exemplare befinden, noch immer einen Werth von 26,000 Thalern. Die Münz- und Medai llen Sammlung, in welcher sich sehr rare Stücke finden- ist auf 6000 Thaler geschätzt worden!"

„Es versteht sich," beeilte sich Hans Carus zu erklären, „daß dem Herrn Hoffiskal sein Antheil sofort zur Verfügung steht!"

„So wie auch", fügte die Marquise rasch hinzu,

nachdem sie mit ihrer Schwester einige Wort leise gewechselt, „daß Demoiselle Angela Cipriani von diesem Augenblicke an in den vollen Besitz dieses Hauses und Gartens tritt, daß wir überhaupt die letztwilligen Verfügungen unserer Tante in ihrem ganzen Umfange anerkennen und uns jedes Widerspruchs gegen dieselben begeben!“

Der Hoffiskal verbeugte sich höflich dankend und nahm seine Brille ab; die italienische Sängerin sah einige Augenblicke sehr betroffen die Marquise an; offenbar hatte das unglückliche Geschöpf Widerspruch gegen die Verfügung erwartet, ja vielleicht sogar gefürchtet, aus dem Hause vertrieben zu werden. Es schien ihr eine große Last von der Seele genommen zu sein, sie seufzte tief auf und zwei große Thränen rannen über die abgehärmten Wangen.

Blicke der herzlichsten Theilnahme ruheten auf ihr; plötzlich streckte sie ihre Hand gegen die Marquise aus und sagte, leise bittend: „gieb mir Deine Hand, fromme Frau, ich habe Deinen Vater sehr geliebt, als ich noch jung und schön war!“

Die Marquise drückte gütig die Hand des Mädchens; sie erinnerte sich jetzt, daß sie von einem zärt-

lichen Verhältniß ihres Vaters zu einem ganz jungen italienischen Mädchen gehört, sie hatte aber keine Ahnung davon gehabt, daß es diese Angela gewesen.

Der Hoffiskal setzte seine Brille auf und bat Angela Cipriani, den Schreiber und die Zeugen zu rufen. Er dictirte eine Weile, ließ dann vorlesen, unterzeichnen und schickte endlich Schreiber und Zeugen wieder fort.

Die Schwestern und der Rittmeister waren sehr gütig gegen die italienische Sängerin, doch zog sich dieselbe mit einem scheuen und ängstlichen Wesen von ihnen zurück und schien gewissermaßen froh, als sich die Gesellschaft zum Aufbruch rüstete, nur dem Hoffiskal, welcher zu ihrem Curator bestellt worden war, bezeigte sie einen, an Furchtsamkeit grenzenden Respect, sie ging auch neben ihm her bis zu dem eisernen Gitterthor, wo sie mit einem eigenthümlichen Blick den Schlüssel empfing. Mit einer unhöflichen Hast schlug sie hinter den Hinaustretenden das Thor zu und verschloß es hastig.

Der Rittmeister ging mit seiner Gemahlin voraus, der Hoffiskal bot der Marquise den Arm und

sagte leise zu ihr: „Ich bin froh, sehr froh, daß Alles geordnet ist; Sie können mir glauben, meine Gnädige, wenn ich Ihnen versichere, daß mir selten eine solche Angelegenheit so peinlich gewesen ist wie diese. Meine verewigte Clientin hatte eine ganz entsetzliche Art, mit Geheimnissen jeder Art zu spielen und Alle, welche mit ihr zu thun hatten, irre zu führen; man fühlte bei ihr nie festen Boden unter den Füßen, bei jedem Schritt fürchtete man in einen Sumpf zu versinken; man hatte nur die eine feste Ueberzeugung, daß alle Mittheilungen, alle Andeutungen lediglich zu dem Zweck gemacht wurden, um die Wahrheit zu verstecken, um irre zu führen. Die Verewigte mag mancherlei zu verbergen gehabt haben, ich bin aber überzeugt, daß auch das Geringfügigste und Gleichgültigste oft mit einem großen Aufwand von Lüge und Scharfsinn versteckt wurde, lediglich um zu lügen. Das war eine recht unglückliche Frau, aber man muß zugeben, daß sie ihre Rolle bis an's Ende gespielt hat, denn ich hege nicht den geringsten Zweifel daran, daß der kostbare Diamant, den sie mit in's Grab genommen hat, ein falscher Stein war!"

„Ich glaube das auch," erwiederte die Marquise ernst, „ich bin überhaupt ganz Ihrer Meinung, Herr Hoffiskal, aber daß meine Tante selbst an die Aechtheit ihres Diamanten glaubte, daran zweifele ich meinerseits durchaus nicht!"

Der Hoffiskal blieb stehen und nahm seine Brille ab, da er aber nur eine Hand frei hatte, so setzte er sie wieder auf und sagte: „Die Frau Marquise hat vielleicht recht, es ist aber eben so möglich, daß die Verewigte den Stein mit in's Grab genommen hat, lediglich, um ihn einer Prüfung zu entziehen!"

„Dann wäre diese letzte Täuschung gerade auf mich berechnet gewesen, denn nur mir hatte sie den Stein gezeigt, und ich muß sagen, daß er wunderschön war!"

„Verzeihen Sie," versetzte der Hoffiskal, „ich glaube mich nicht zu irren, meine Gnädige, wenn ich glaube, daß diese letzte Täuschung weniger auf Sie, als auf das arme halbirrsinnige italienische Mädchen berechnet war. Angela sollte die beinahe sclavische Verehrung, die Bewunderung, die sie ihrer Gebieterin

bei Lebzeiten gewidmet, auch der Todten noch zollen. Ich glaube, das war die Absicht."

„Arme Tante," flüsterte die Marquise, „so viel Mühe, um in den Augen einer halb wahnsinnigen Unglücklichen noch im Tode eine Rolle zu spielen!"

Man war vor dem Sanglier'schen Hause in der Junkerstraße angekommen, der Hoffiskal empfahl sich.

* *
*

So weit die Geschichte von den vier Junkern, welche einst auf dem Schlosse zu Lygum unter den Augen der grauen Excellenz als Kinder gespielt; der Eine liegt in Polen, der Andere in Frankreich begraben, Hans Carus von Margendorff und Carl Josias von Templin saßen auf ihren Gütern, wie ihre Väter vor ihnen gethan, das Glück, dessen sie sich erfreuten, war ihnen erst nach harten Kämpfen und schweren Prüfungen zu Theil geworden, darum hielten sie es um so höher.

Wir haben hier zum Schluß nur noch zwei Notizen anzufügen.

Die italienische Sängerin Angela Cipriani ist

niemals aus der Zurückgezogenheit des Haugwitz'schen Gartens herausgetreten; als sie im Jahre 1818 starb, fand sich, daß sie den Rittmeister von Margendorff auf Schatzlow zu ihrem Erben eingesetzt; aber es fand sich in ihrem Nachlaß auch der berühmte große Diamant der Tante Minette. Ob nun das Kindergesicht den Stein ihrer Getreuen geschenkt und die Andern absichtlich getäuscht hatte, um das vermeinte Kleinod der Sängerin zu sichern, oder ob Angela der Begierde nicht hatte widerstehen können und ihrer todten Herrin den ungeheuren Schatz gestohlen hatte, bevor dieselbe begraben wurde, das ist nicht klar geworden. Für das Eine spricht ebenso viel wie für das Andere. Uebrigens war der Stein, wenn auch kein Diamant, so doch auch nicht unächt, sondern ein ungewöhnlich schöner Rauch-Topas, welchen der Rittmeister für eine ganz ansehnliche Summe verkaufte. Der Stein ziert gegenwärtig das Diadem einer Prinzeß, welche Allen theuer ist, welche das Glück gehabt haben, ihr zu nahen.

Vielleicht gehörte der seltene Edelstein zu den Kleinodien der Prinzeß Cäcilie, er wäre dann durch diese wieder an das Durchlauchtige Haus zurückgekommen, dem

er wahrscheinlich auf nicht durchaus zu rechtfertigende Weise entzogen worden war.

Hans Carus der Jüngere, der Sohn des armen Kanoniers Heinrich Marner und der hübschen Julie (sprich Schüli) mit dem gelben Halstuche, genoß im Hause der Marquise Sanglier einer vorzüglichen Erziehung; er studirte und wurde ein namhafter Gelehrter. Seine Wiedereinsetzung in den adeligen Stand des Vaters blieb wegen des bald nachher eintretenden Krieges von 1806 liegen und einer spätern Zeit aufbehalten; er kam zu seinem Rechte erst wieder, als er sich mit einer Tochter der Marquise Sanglier vermählte, die ihm schon in der Kinderzeit als Gespielin theuer geworden. Uebrigens war der Doctor Hans Carus von Marnow der Erbe seiner Tante Sophie Dorothee, welche in einer kinderlosen Ehe mit dem wackern Franz von Sandow (von den gelben Reitern von Beeren) gelebt, und dadurch ein wohlhabender Mann geworden, was besonders seinen Halbgeschwistern zu gut kam. Der ehemalige Feuerwerks-Lieutenant mit den Fuchsaugen in dem Bullenbeißergesicht auf dem Elephantenleibe hat noch lange Jahre bis in sein höchstes Alter auf einem Gute seines Stiefsohnes eine

große Rolle gespielt; seine Einnehmerstelle in Polen, so wie seine Habe hatte er bei Errichtung des Herzogthums Warschau und der Vertreibung der Preußischen Beamten verloren; seine hübsche freundliche Frau aber hat ein gelbes Halstuch getragen bis an's Ende.—

Ende.